



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Vierunddreißigster Jahrgang.

N^o 24.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Das Haus mit den zwei Eingängen.

Roman

von

H. Rosenthal-Bonin.

(Fortsetzung.)

Die Witwe Johann Wallroden bestätigte jetzt, was Rosa gesagt, erzählte, daß sie in der Kenntnis von Liberios schlechtem Charakter diesem ihre Familienverhältnisse verheimlicht, berichtet dann seine unerklärliche, plötzliche, fluchtartige Reise von Madrid über Paris direkt nach Hamburg, über ihre Angst und Besorgnis, ihren entsetzlichen Schreck, als sie die That hier erfuhr, gestand, daß sie aus Scham über ihren Bruder ihre Beziehungen zu ihm im Dunkeln lassen wollte, da der Bruder ja auch nicht mehr am Leben sei, und sie nur den beweglichen Vorstellungen jenes Fräuleins über das Schicksal einer zweiten Person, das sich an diesen Unglücksfall knüpft, nachgegeben habe.

„Stand Ihr Bruder mit irgend jemand besonders in Briefwechsel?“ erkundigte sich der Staatsanwalt.

„Er schrieb nie Briefe und empfing keine, das weiß ich bestimmt,“ erklärte die Witwe.

„Ist Ihnen bekannt geworden, ob er in irgend welchen Beziehungen zu Herrn Helmer Wallroden stand?“ forschte der Anwalt.

„Mein Bruder wußte, so lange er bei mir war — das ist bis zum Tage der Abreise — sicher nicht, daß ein solcher Herr existierte, denn er suchte mich über den Senator auszuforschen, fragte über etwaige Erben und dergleichen; das that er oft, schon vor Jahren und dann wiederholt bis in die letzte Zeit. Ich sagte ihm nichts, weil ich ihm nicht traute, und er wußte auch sicher nichts, sonst hätte er versucht, Geld von dem Senator zu erpressen, von dessen Tode er ebensowenig eine Ahnung hatte wie ich.“

„Das ist seltsam,“ sprach der Staatsanwalt. „In dem Nachlasse jenes Cesarini Liberio fand sich die Adresse Helmer Wallroden. Besitzen Sie etwas Geschriebenes von der Hand Ihres Bruders?“ wandte sich der Staatsanwalt wieder an die Spanierin.

„Ja, hier ist der Brief, den er von Paris aus an mich schrieb,“

und Frau Berrugnas-Wallroden überreichte dem Beamten das uns bekannte Schreiben.

Der Staatsanwalt ging in ein anderes Zimmer und kam mit dem Zettel Liberios zurück. Er verglich beide Schriftstücke.

„Das sind die gleichen Schriftzüge,“ meinte er. „Der Zettel ist also von der Hand Liberios geschrieben. Ihr Bruder verkehrte hier, so viel bekannt geworden, mit keinem

Menschen. Wie kam er dazu, sich die Adresse Wallroden aufzuschreiben und ihm zur Nachtzeit einen Besuch zu machen? Wer machte ihm Mitteilung nach Madrid hin von dem Stande der Dinge hier? Das bleibt unaufgeklärt,“ sprach Herr Bankus kopfschüttelnd.

„Können Sie sich erklären,“ setzte jetzt der Beamte das Verhör fort, „welche Vorteile Ihr Bruder von der That, wenn sie geglückt wäre, sich etwa versprechen mochte?“

„Er handelte heimlich vor mir, er wollte mich nicht wissen lassen, was er that. Das Vermögen konnte er doch nicht erheben, da er nicht erbt, und so kann ich mir nur denken, daß er, nachdem das gräßliche Verbrechen gelungen, mich als Erbin hergeschickt und mir große Summen davon abgepreßt hätte. Das lag in seiner Art, die ich genugsam kenne,“ schloß Frau Berrugnas mit Thränen in den Augen.

„Wer oder was gab ihm so plötzlich Kunde nach Madrid?“ wandte der Staatsanwalt nochmals ein. „Sie haben keine Erklärung hiefür?“ fragte er die Spanierin.

„Das ist mir ein Rätsel,“ antwortete diese.

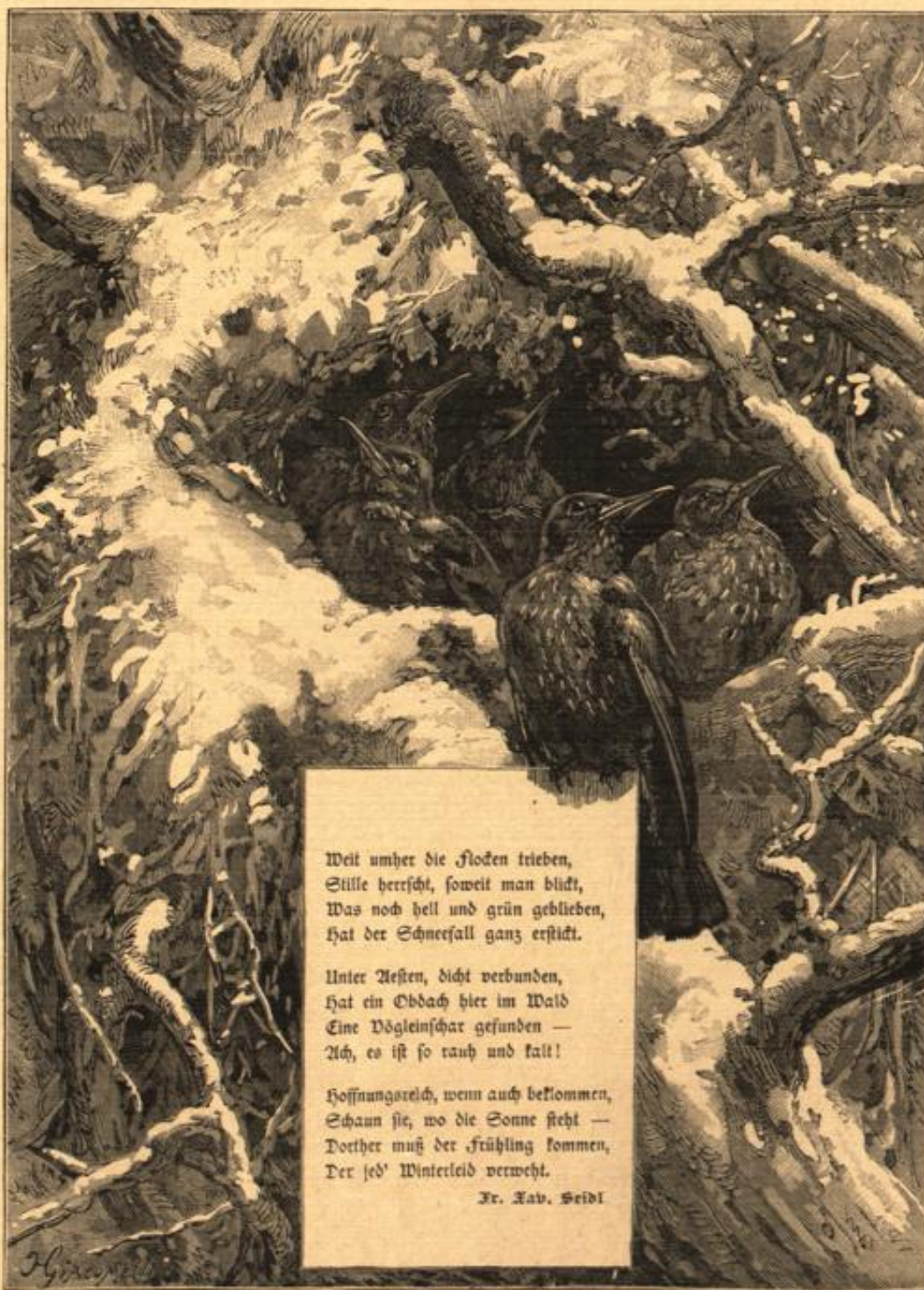
„Herr Staatsanwalt,“ mischte sich darauf Rosa in die Verhandlung, „ist der Nachlaß, die Kleider, Wäschestücke und dergleichen des Liberio genau untersucht worden?“

„Aufs Sorgfältigste, mein Fräulein. Jedes Kleidungsstück ist zertrennt worden; man fand nicht das Geringste, was irgend welchen Anhalt bieten konnte,“ gab der Staatsanwalt zurück.

„Herr Staatsanwalt,“ nahm jetzt Rosa wieder das Wort, „wäre es mir vielleicht gestattet, in Ihrer Gegenwart noch einmal die Effekten jenes Mannes zu untersuchen? Ich habe scharfe Augen und Glück im Finden, rühmt man mir nach, vielleicht entdecke ich etwas, das den anderen entging; es wäre ja möglich und in kurzer Zeit geschehen,“ stellte Rosa dem Staatsanwalt mit bewegten Worten vor.

„Dieser Nachlaß gehört bis zum Schluß der Untersuchung dem Gericht, und ich verspreche mir nicht viel von einer nochmaligen Durchsicht durch Privatpersonen, nachdem unsere erfahrensten Detektives sich damit beschäftigt,“ wandte der Staatsanwalt ein.

„Ist es nicht schon oft vorgekommen, daß ein Kind im Spiel etwas zu Tage brachte, wonach man tagelang an derselben Stelle aufs Gifrigste gesucht hatte? Der Zufall waltet oft seltsam, Herr Staatsanwalt, er ist heute anders



Weit umher die Flocken trieben,
Stille herrscht, soweit man blickt,
Was noch hell und grün geblieben,
Hat der Schneefall ganz erstickt.

Unter Ästen, dicht verbunden,
Hat ein Obdach hier im Wald
Eine Vögelschar gefunden —
Ach, es ist so rau und kalt!

Hoffnungsvoll, wenn auch bekümmert,
Schau'n sie, wo die Sonne steht —
Dorthin muß der Frühling kommen,
Der jed' Winterleid verweht.

Fr. Kav. Seidl

Januar. Zeichnung von H. Giacomelli.

gelaunt als gestern, in dieser Minute ganz anders wie in der eben verflochtenen vielleicht,“ hielt Rosa dagegen, und ihre schönen schwarzen Augen, die jetzt so oft einen sanften Thränenschimmer hatten, auf den Anwalt richtend, bat sie inständigst noch einmal, die Effekten ihr anzuvertrauen und auf eine glückliche Laune des Zufalls zu bauen. „Ich werde in wenigen Minuten mein Nachforschendes beendet haben,“ schloß sie beweglich.

„Nun, es sei,“ entschied jetzt Herr Bankus, „obgleich es ganz ungewöhnlich ist, daß Privatpersonen hier eingreifen dürfen. Da Sie jedoch, verehrtes Fräulein, in dieser Angelegenheit uns schon einen wichtigen Dienst geleistet, will ich Ihrem Eifer in einer guten Sache kein Hindernis in den Weg legen. Ich bitte die Damen, mir zu folgen,“ forderte der Staatsanwalt auf und führte Rosa und die Spanierin in das benachbarte Zimmer mit stark vergitterten Fenstern, dessen Wände durch große Schränke ganz verdeckt waren, wo Tische standen und Nachwerke sich zeigten, welche die sonderbarsten Dinge enthielten: dort lag eine Pistole und daneben ein elenbeinbleicher Totenkopf, in dem ein Loch aufsteig; das herausgeschlagene Stück Knochenmasse befand sich neben der Waffe, und dabei erblickte man eine kleine, zusammengebrückte Bleifugel; dort entdeckte man einige Holzsplinter und ein Büschel Menschenhaare in einem Glaskästchen. Da hing ein Degen und darüber eine Weste mit schwärzlichen Blutstufen, darunter lag eine Ofentafel mit ähnlichen Spritzen. Hier stand ein Paar neue Stiefel, an denen gar nichts Besonderes als ein kleiner Einschnitt wahrzunehmen war, dazu schien aber eine blutige Schnur zu gehören. Dort wieder war sorgfältig ein zerbrockeltes Stück Kalkwand zusammengelegt, an dem dunklen Fleck bemerkbar waren, daneben ein Hammer in einem Glaskästchen und ein Stückchen wie graues Pergament mit langen roten Frauenhaaren daran, die sorgsam über Papier gewickelt worden, und so hundert der verschiedenartigsten Dinge, welche oft gar keine Wahrzeichen aufwiesen davon, daß sie mit schweren Verbrechen in Verbindung gestanden, oder gar die Werkzeuge zu denselben gewesen; an all diesen Sachen waren Pappetäfelchen mit Nummern darauf befestigt.

„Das ist hier ein Museum etwas unheimlicher Art für Damen,“ nahm jetzt der Staatsanwalt das Wort, „jedes dieser unscheinbaren Sachen und Säckelchen kann eine furchtbare Geschichte erzählen von Laster und Leidenschaft, von erschütternden Dramen menschlicher Verirrung und menschlicher Bosheit; viele aber auch von unaufgeklärten Rätseln, über denen noch die Hand des Schicksals schwebt, und noch manch anderes von dem seltsamen Walten der Vorsehung, die sich eines Holzsplinters bediente, um über alle menschliche Weisheit und allen Scharfsinn der Erfahrungen zu triumphieren. Dort ist der Nachlaß Liberios,“ schloß Herr Bankus, auf einen Tisch deutend, auf dem ein Korb stand, der Liberios wenige Habseligkeiten enthielt. „Der Nachlaß in Geld, fünfhundert Franken und zweihundert Thaler, befindet sich im Kassendepot,“ erklärte der Staatsanwalt der Spanierin.

Es war hier eigentlich nicht viel zu untersuchen. Liberios drei modische Anzüge zeigten sich in lauter einzelne Teile zerlegt, ebenso sein Chinesen- und Japanesentostüm. Rosa beschäftigte sich nicht mit diesen Sachen. Sie schaute sorgfältig in die Kästchen, die Liberios Kunsthilfsmittel bargen, sie nahm jedes Stück heraus und prüfte es mit gespannten Augen. Da lag Liberios Notizbuch, es enthielt nur Wirtschaftrechnungen; dort sein Portemonnaie, man hatte einige kleine spanische Münzen und eine Pferdebahnmarke aus Paris darin gelassen. Rosa nahm Liberios Cigaretten-täschchen zur Hand, sie schaute hinein.

„Hier ist etwas Gedrucktes,“ sprach sie zum Staatsanwalt, „es klebt an der inneren Seite des Leders.“

Mit ihren spitzen, feinen Fingern griff sie hinein, zog das Papier hervor und reichte es dem Staatsanwalt.

„Das ist von Bedeutung,“ ließ dieser jetzt verlauten, „von sehr großer, wichtiger Bedeutung sogar. Fräulein, Sie haben wirklich Glück. Dies Blättchen ist ein Zeitungsausschnitt eines Madrider Journals vom Dezember des verflochtenen Jahres, in welchem der Aufruf nach dem Erben publiziert steht. Das gibt uns den wichtigen Fingerzeig, was jenen Liberio hierher rief.“

Was Rosa fand, das war wirklich jener Aufruf, den Liberio in Madrid im Kaffeehause entdeckte — wie der Leser sich erinnern wird — ausschnitt, in seine Cigarrentasche legte und später wohl gänzlich vergaß.

„Kommt Herr Wallroden jetzt frei?“ fiel Rosa mit Worten, die vor Spannung und Erregung ganz atemlos klangen, ein.

„Liebes Fräulein, diese Frage so kurzweg mit ja oder nein zu beantworten, dürfte schwierig sein,“ erwiderte der Staatsanwalt mit leisem Lächeln über Rosas Feuersiege. „Wir haben jetzt allerdings eine Aufklärung darüber, wie jener Liberio dazu kam, in diese Erbschaftsfrage sich zu mischen, und zusammengehalten mit den wertvollen Aussagen der Frau Wallroden eine Erklärung, welche Gründe ihn veranlassen konnten, hierher zu kommen. Das läßt die Wagschale des Verdachtes, der auf Herrn Helmer Wallroden lag, gewaltig emporsteigen. Ungelöst bleiben jedoch immer noch die Fragen: was hatte jener Liberio mit Helmer Wallroden zu thun, worauf die Adresse und der heimliche Besuch deuten? Die Angelegenheit, mein Fräulein, wird einem Kollegium von drei Richtern von mir vorgelegt, und ich werde beantragen, zu erwägen, ob die Untersuchungshaft

noch aufrecht erhalten werden kann. Ich hoffe, daß man der Ansicht ist, die Anklage fallen zu lassen. Ihrer, mein Fräulein, wird man hierbei der Hilfe wegen, die Sie in diesem dunklen und schwerwiegenden Fall der Justiz geleistet, mit aufrichtiger Dankbarkeit gedenken,“ schloß der Staatsanwalt warm.

„Es wäre für mich der höchste Lohn, wenn die Sache so schnell wie irgend möglich betrieben würde,“ fügte Rosa dem hinzu.

Die drei verließen das unheimliche Gemach und der Staatsanwalt geleitete die Damen achtungsvoll aus seinem Amtszimmer.

Miß Cluny trat nicht mehr auf, und der Direktor Ferrini war in Verzweiflung; hatte doch die seltsame Miß geäußert, daß ihr die ganze Kunsttreiterei verleidet wäre und sie mit dem Gedanken umginge, „bürgerlich“ zu werden. An diesem Vorhaben hatte Paul Roda schuld, der gesagt, daß er nie eine Kunsttreiterin heiraten würde und, obgleich die Schottin sich täglich sagte: „Der Roda ist ein Schaf, ein Esel,“ liebte sie ihn rasend weiter, und alles, was sie that und erstrebte, hatte im geheimen das Ziel, ihm zu gefallen.

So lange des Kollegen Herz noch frei war, brauchte sie die Hoffnung, ihn schließlich zu „ergattern“, nicht aufzugeben, und bisher hatte er ja allem Entgegenkommen seine schreckliche Kühle entgegengesetzt. Einzig und allein jenes Mädchen, die „Advokatenbraut“, machte ihr Unruhe, erweckte ihr Besorgungen; sie hatte nicht bemerkt, daß Paul ihr besondere Aufmerksamkeit schenkte, aber er war mit ihr Schlittschuße gelaufen, Schlitten gefahren, hatte ihr seine Loge eingeräumt; das war verdächtig, höchst verdächtig, jedoch Beweise von einer völligen Liebhaft waren das nicht. Solche Gedanken durchwanderten Miß Clunys rothliches Haupt; in ihrem Herzen aber tobte die Sehnsucht, Paul Roda zu sehen, mit ihm sprechen zu können, die beflügelte wurde von der Angst, daß das Bild jenes schönen Mädchens mit den „verhimmelt“ glänzenden Augen sich in seinem Herzen befestigen könnte.

Sie eilte daher zum Krankenhause, sobald sie erfahren, daß der Patient Besuche empfangen dürfte; sie traf jedoch kurz nach der Stunde ein, in welcher Pauls Mutter bei dem Kranken gewesen und der Arzt jedweden Besuch untersagt hatte. Trotz alles Drängens ließ man die Schottin nicht ein und vertröstete sie auf den nächsten Tag zu keiner so frühen Stunde.

Indessen war auch Ernestine mit ihrem Vater im Spital erschienen und hatte nicht mehr Erfolg als die Schottin. Ernestine bestand jedoch darauf, eine Karte mit Gruß hineinschicken und auf eine etwaige Antwort warten zu wollen. Ihrer vertrauensvollsten Erscheinung gestand der Arzt dies zu und die Karte erschien wieder bekräftigt mit Pauls Worten: „Erwartet wie meine Genesung selbst.“

Ernestine führte diese Schriftzüge an ihre Lippen und schied ganz glücklich.

Am nächsten Tage um neun Uhr schon war sie mit ihrem Vater wieder im Audienzzimmer des Arztes; diesem hatte Paul selbst den Wunsch ausgesprochen, die Dame Ernestine Bernhardt sehen zu dürfen.

„Die Anwesenheit dieser Dame wird wie Frühlingsluft wirken,“ hatte der Patient erklärt, und solche eine heilkräftige Lustkur, äußerte der Arzt, wolle er nicht vom Kranken fern halten.

So trat denn Ernestine mit ihrem Vater, der jetzt weniger süßauer drein sah, weil er natürlich auch erfahren, was in der ganzen Stadt feststand, daß Paul der Erbe sei, in das Zimmer. Ernestine nahm an Pauls Schmerzenslager Platz.

Die Wärterin war für einen Moment aus dem Zimmer gegangen, da sie draußen sehr laut reden hörte.

Paul ließ die Hand, welche ihm Ernestine gereicht, nicht los; er behielt sie in der seinigen.

So schauten beide mit stillseligen Blicken vor sich hinaus wie in eine goldstrahlende Ferne, glücklich und bänglich zugleich; sie sprachen kein Wort und doch empfanden sie beide, daß die Zeit bränge, daß sie jetzt, gerade jetzt die verhängnisvollen Worte sprechen sollten, sprechen mußten, ehe die Wärterin wieder erschienen.

Plötzlich trafen sich ihre Blicke mit einem Ausdruck, der mehr sagte als tausend Worte.

„Als Braut eines andern,“ kam es da leise bebend von Pauls Lippen.

„Nein, als die Deine,“ antwortete darauf Ernestine, und Thränen rollten aus ihren Augen, und sie beugte sich auf Paul nieder und küßte ihm Mund und Augen.

In diesem Moment wurde die Thür hart geöffnet und Miß Cluny trat aufgeregt herein, gefolgt von der Wärterin, die sie zurückhalten wollte.

Sie erblickte Ernestine, die Lippen auf Pauls Mund, indessen er seinen rechten, unverletzten Arm um sie geschlungen.

„So komme ich zu spät, Herr Paul Roda?“ stieß sie, nach Atem ringend, hervor. „Ich sehe da eine liebliche Scene,“ setzte sie mit zornigen Hohnblicken auf Ernestine hinzu.

„Nein, Fräulein Cluny, Sie kommen nicht zu spät, Sie kommen gerade zur rechten Zeit, um zwei Glückliche zu sehen,“ erwiderte ihr Paul freundlich.

Die Schottin war näher gekommen; sie sah Ernestine an, als ob sie diese verschlingen wollte. Sie drängte ihre Gegnerin einen Schritt zurück, bog sich hernieder und küßte

plötzlich Paul auf den Mund, einmal, zweimal, dreimal, schaute Ernestine, die vor Schreck ganz sprachlos da stand, in das Gesicht, rief ihr fast in die Augen: „So! Das haben Sie mir doch nicht wehren können!“ und verließ schnell das Zimmer, die vier Anwesenden ganz erstaunt und verwirrt zurücklassend.

„Sie ist ein gutes Mädchen,“ brach Paul endlich das Schweigen, „ein achtungswertes Mädchen,“ wandte er sich an Ernestine, „nur etwas verrückt, erstens als Schottin und dann als Kollegin vom Zirkus,“ fügte er lächelnd hinzu.

„Aber Du wirst den Zirkus verlassen, nicht wahr?“ sprach jetzt leise bittend Ernestine.

„Natürlich!“ beruhigte Paul. „Der Musik allein zu leben, das ist ja seit Jahren mein Ideal.“

Nun erschien der Arzt, der von dem Eindringen der Miß Cluny soeben erfahren; er äußerte, daß er noch keinen Damenmagnet derart in seinem Hause beherbergt, nicht nur sei der Briefträger immer unterwegs mit Anfragen bei ihm, geschrieben auf rosa, grüne, blaue, gelbe, lila Papiere in den zierlichsten Damenhandschriften, des Inhalts, wie es dem Künstler gehe. Nein, Damen flogen in das Zimmer und wieder heraus, angezogen, abgestoßen wie bei einem wirklichen Magnet, da müßte er besondere Isolierungsvorkehrungen treffen. Er küßte Paul den Puls, fand ihn sehr erregt und bat die Herrschaften, ihren Besuch abkürzen zu wollen. So mußten denn die Liebenden für heute scheiden.

„Auf morgen!“ flüsterte Paul.

„Leb wohl, auf morgen,“ wiederholte Ernestine. Ein leiser, warmer Händedruck, eine Handreichung des Herrn Bernhardt, und er führte seine Tochter aus dem Zimmer. (Schluß folgt.)

Der Einfluß von Arbeit, Haltung und Kleidung auf Formen und Einrichtungen des Körpers.

Von

Dr. F. Dornblüth in Moskau.

(Nachdruck verboten.)

An den Körperformen, welche wir von Natur durch Abstammung und Anerkennung mitbringen und im Laufe der Jahre entwickeln, rufen unsere Tätigkeiten, unsere Lebensgewohnheiten, unsere Kleidung und andere innere und äußere Einflüsse Veränderungen hervor, die bald vorübergehend, bald mehr oder weniger stetig in Mienen und Geberden, in Haltung und Bewegungen, selbst in den Formen der Knochen sich ausprägen. Durch Übung wächst die Kraft und oft auch die Masse der geübten Körperteile. Der oft wiederholte Gebrauch, mit Erholungspausen abwechselnd, bringt vermehrte Säftezufuhr, stärkeren Stoffanlaß, mehr Kraft und Leistungsfähigkeit zuwege, und zwar nicht bloß am Muskelfleisch, wo wir diese Wirkungen am leichtesten erkennen, sondern auch im Nervensystem und sogar in den fernsten Teilen des Körpers, in den Knochen und deren Gelenkverbindungen.

Wie am Körper des Athleten die Muskeln als feste Klümpchen vorstehen, so verrät sich in dem durch Leidenschaft geforderten Gesicht die oft wiederholte Anspannung der Gesichtsmuskeln, die den Leidenschaften ihren mimischen Ausdruck geben, und wie Hände und Arme des Handarbeiters von ihrem häufigen Gebrauche zeugen, so zeugt auch das Gesicht von dem Charakter des Individuums, so zeugt sogar der Schädel von der überwiegenden Hirntätigkeit des Kopfarbeiters. Die Kunst des Mimikers beruht ganz, diejenige des Schauspielers größtenteils darauf, daß er einerseits mit scharfen Sinnen das Charakteristische der verschiedenen Menschen aufsaugt, andererseits durch vollkommene Herrschaft über seine Muskeln den jedesmal gemollten Ausdruck in Haltung und Geberden, in Mienen und Sprache sich zu geben vermag. Das deutsche Turnen dagegen und der Wehrdienst, wie er im deutschen Heere geübt wird, strebt dahin, durch allseitige Körperübungen sämtliche Muskeln solche Spannung und Bewegungsfähigkeit, den Sinnen solche Auffassungsfähigkeit und dem Geiste solche Aufmerksamkeit und Leistungsbereitschaft anzueignen, daß der ganze Mann in Haltung und Bewegungen diese Eigenschaften besitzt und ausdrückt. Ein geistreicher Anatom der neuesten Zeit hat darauf aufmerksam gemacht, wie in der strammen Haltung mit aufrechtem Kopf, gestrecktem Rücken und vorgewölbter Brust, mit hohlem Kreuz und eingegogenem Bauch, mit gestreckten (durchgedrückten) Knien die überwiegende Kraft und Bereitschaft zu erkennen ist gegenüber der schlaffen Haltung mit trummem Rücken und Kreuz, mit vorgehängtem Kopf, eingekunkelter Brust und vorgestrecktem Bauch, mit trummern Knien und schlatterigen Armen, und wie schon hierin gleichsam symbolisch die Ueberlegenheit des deutschen Heeres ausgedrückt sei. Und wenn der Soldat eines Vortugs bei dem schönsten Geschlechte sich erfreut, so verdankt er dies gewiß weniger seinem bunten Kleide, als daß in seiner ganzen Erscheinung die volle Männlichkeit vorzüglich zum Ausdruck gelangt. Man denke nur, welche komische und klägliche Figur derjenige macht, der mit schlaffer, unsicherer Haltung in eine Uniform, sei es auch die denkbar schönste und reichste, gekleidet ist!

Wie der Soldat, so schreitet auch der Jäger fest und sicher, kräftig und zugleich gewandt daher, mit offenen Sinnen der Augenwelt zugewendet und stets bereit, den Erfordernissen des Augenblicks gemäß zu handeln. Der Wäckergelehrte dagegen befindet sich in Haltung und Bewegungen in der mangelnden Kraft und Übung seiner Muskeln und Nerven: der vorgebeugte Kopf, die eingekunkelte Brust und der trumme Rücken zeigen, daß er über Wädhern und am Schreibtisch zu hocken pflegt; das kurzstichtige, blöde Auge ist nur dem Nahen zugewendet; die Unsicherheit seiner Bewegungen, der schwankende, schlurfende oder steife Gang lassen jene Strammheit vermissen, die auch ungewohnten und überraschenden Anforderungen rasch und sicher zu begegnen weiß.

Die meisten Handwerker lassen aus der Art ihrer Bewegungen unschwer ihre Berufstätigkeit erkennen. Den Schneider kennzeichnet nicht bloß die Leichtigkeit und Dürftigkeit des Körpers

die erst beim wohlgeübten Meister in eine behagliche und würdige Wohlbeleibtheit überzugehen pflegt, sondern in Haltung und Bewegung der Arme beim Schreiben zeigt sich das Ueberwiegen der durch das Röhren vorzugsweise zu seinen Bewegungen geübten Beugmuskeln, während der Schreiber, der wohl im allgemeinen von Natur kräftiger ist, durch Bearbeiten des Leders seine Arme, und zwar durch das Auseinanderziehen der Fäden (so lange er Handarbeit mit Faden und Fehdraht leistet) vorzugsweise die Schulter- und Streckmuskeln übt und daher auch bei zwanglosem Schreiben die Arme mit kräftigem Zug nach außen und rückwärts schwenkt. Wie verschieden sind wieder von diesen die Hohlbewegungen des Tischlers, des Handhakenkerns des Barbiers, der im eiligen Laufe zum nächsten Kunden immer noch den Seifenschaum von der Hand zu schleudern scheint!

Den Arbeiter sehen wir in vorgebeugter Haltung, mit gebogenen Knien und langen, langsamen Schritten einhergehen, denn am Erdboden haftet, was sein Auge besonders in Anspruch nimmt, und seine Füße müssen sich dem unebenen Boden anpassen und von lockerem Sand wie von festem Wiesengrund oder schlüpfrigem Lehm mit einer gewissen Mühe sich abheben. Alle seine Bewegungen sind, wenn auch kräftig, so doch langsam, ohne Schwung und Spannung, weil er mehr ausdauernde Arbeit als rascher Entschlüsse und schnellen Zugreifens zu bedürfen pflegt. Wie ganz anders schaut der Seemann umher, der am Himmel und vom weitem seine Freuden wie seine Gefahren zu erspähen und mit raschem Blick Segel und Schiff umfassen muß! Sehr charakteristisch ist auch zu Lande sein dreispuriger, wogender Gang, als Folge der Schwanfungen des von den Wellen bewegten Schiffes.

Ganz verschieden von diesen Gangarten ist der fast ohne Muskelspannung sich vollziehende und doch so eilfertige Gang des Kellners, der über den ebenen Fußboden hinschlurft, auf dem der platte Fuß mit ganzer Sohle aufsteht, weil infolge von Ueberanstrengung in meist noch jugendlichem Alter die Muskeln ihre Spannkraft verlieren und den Gelenkbändern der Fußknochen allein das Tragen der Körperlast anheimgibt. Der Fuß besteht nämlich aus vielen einzelnen Knochen, die durch starke Bänder so mit einander verbunden sind, daß im Stehen nur der vordere und hintere Teil des Fußes, Ballen und Ferse, nebst dem äußeren Fußrande auf dem Boden ruhen und die Last des von dem Unterfessel getragenen Körpers auf der Kuppe des Gewölbes steht. Läßt die Spannung der unteren Gewölbebänder unter zu anhaltendem und starkem Drucke nach, was am häufigsten bei jungen, noch in starkem Wachsen begriffenen Leuten durch zu viel Stehen geschieht, so kann das Fußgewölbe abgeflacht werden und der Fuß tritt dann beim Stehen und Gehen mit ganzer Sohle, auch mit dem innern Rande auf. Dies gibt den eigentümlichen Plattfußgang und oft recht heftige Schmerzen in der Fußwurzel bis zur völligen Gebrauchsunfähigkeit des Fußes. Dies Leiden findet sich recht oft bei jungen Leuten, die über ihre Kräfte und bis zur völligen Ermüdung der die Bandverbindungen unterstützenden Muskeln stehen müssen, also namentlich bei jungen Kellnern und Köchinnen, aber auch bei anderen Berufsarten unter ähnlichen Bedingungen. Durch das anhaltende Zusammendrücken der Knochen in dem ebenen Gewölbe werden allmählich auch die Formen der Knochen verändert, so daß das anfangs noch heilbare Leiden nicht mehr geheilt werden kann. Uebrigens entsteht der Plattfuß nicht bloß auf die eben geschilderte Weise, sondern er kann auch angeboren sein und ist sogar als familiäre und Rassen-eigentümlichkeit bekannt.

Gleichfalls infolge von zu großer, andauernder Belastung bei geringer Widerstandskraft entsteht die unter dem Namen der K- oder Kaderbeine bekannte Verbiegung der Kniee gegen einander. Die durch anhaltendes Stehen ermüdeten Beine lassen die Kniee zur gegenseitigen Stützung zusammensinken, wodurch an der innern Seite des Gelenks eine Art Klaffen, an der äußeren dagegen eine Zusammendrückung der Gelenkenden der Knochen entsteht, welches allmählich das Wachstum dieser Teile hindert und also ein bleibend schiefes Gelenk hervorbringt. Auch diese „Belastungsdeformität“ entwickelt sich hauptsächlich im wachsenden Knochen und zwar in der Zeit des raschen Längenwachstums während der Lehrjahre, wo zu den großen Anstrengungen nur zu oft noch Entbehrung von Schlaf und kräftiger Nahrung ihr Zustandekommen begünstigt. Die Verkrümmung der Beine nach außen — die sogenannten O- oder Sabelbeine — pflegt in früher Kindheit durch Verbiegungen der langen Knochennoten, infolge von Weichheit (englischer Krankheit) derselben, und zwar teils durch den Zug der eigenen Muskeln, teils durch die Schwere des Körpers zu entstehen. Auf eine andere Entstehungsweise der K-Beine hat in neuester Zeit Professor Kilde aufmerksam gemacht, nämlich auf die durch den anhaltenden Zug der elastischen Strumpfbänder bei kleinen Mädchen herbeigeführte, womit wir schon eine Folge von Deformitäten durch ungewöhnliche Kleidung haben, von der wir gleich mehr hören werden.

Zu den Belastungsdeformitäten gehören auch sehr viele Verbiegungen des Rückgrats, von denen einzelne, wie der gewölbte Rücken und Krüden, durch das Tragen verhältnismäßig schwerer Lasten auf den Schultern und dem Rücken, die meisten aber durch falsche Körperhaltung entstehen. Beim Schreiben, Zeichnen und manchen Handarbeiten wird gern eine krumme und verbogene Körperhaltung angenommen, und zwar am meisten, wenn Stühle oder Bänke und Tische nicht in richtigem Verhältnis zu einander und zu der Größe des Schreibenden stehen. Ist nämlich der Sitz zu hoch, als daß bei ordentlichem Sitz, wo zwei Drittel der Oberkörper noch auf der Fläche des Sitzes ruhen sollen, die Füße den Boden erreichen könnten, so wird dies durch Schiefen, wobei der eine Fuß hintergestreckt, das andere Bein um ein Stuhlbein herumgeschlungen oder so zurückgestellt wird, daß wenigstens die Beine den Boden berühren, auszuführen gesucht. Infolge dieser Schiefstellung des Beckens, die oft noch dadurch befördert wird, daß beim Hineintreten in die Schuhschleife (meist von der rechten Seite der Pant her, weil die andere Seite an der Fensterwand steht) die Röcke der Mädchen zurückgestreift werden und einen kräftigeren Wulst unter der nachkommenden Seite (also der rechten) bilden, macht der untere Abschnitt der Wirbelsäule, der sogenannte Lendenbein, eine Biegung nach links, die bei häufiger und andauernder Wiederholung bleibend werden kann und sich dann also auch beim Stehen nicht mehr ausgleicht. Ist der Tisch zu hoch, als daß beide Unterarme beim Schreiben und dergleichen gleichmäßig aufgelegt werden könnten, oder ist er in horizontalem Abstand zu weit von dem Sitz entfernt, so wird die Wirbelsäule im Rückenteil nach rechts ausgebogen und zugleich die rechte Schulter gehoben, wodurch die Haltung der am häufigsten vorkommenden oberen Rechtschreibecke eingenommen wird. Manchmal wird aber nur der vorderste Teil des rechten Unterarmes, dagegen aber der

ganze linke Unterarm auf den Tisch gelegt und also die rechte Schulter gehoben, die linke aber gehoben. Endlich nimmt auch der Kopf, teils infolge der schiefen Kumpfhaltung, teils wegen der Schiefelage des Schreibstiftes, wegen mangelhafter Beleuchtung, zu kleinen Drucken oder kleiner Schrift und so weiter, eine vorgebeugte, schief geneigte oder verbogene Stellung an.

Es würde uns zu weit führen, alle verschiedenen Möglichkeiten und wirklich vorkommenden Haltungsfehler in ihrem Wesen und ihren Entstehungsweisen zu erörtern. Wer Schreibende betrachtet, wird leicht finden, daß eine gerade Haltung die Ausnahme bildet und einigermassen andauernd nur eingenommen wird, wenn Stühle und Tische in richtigem Verhältnis zu der Größe der Schüler und zu einander stehen. In neuerer Zeit sind viele Schul- und Hausübungen konstruiert, abgebildet und beschrieben (unter anderem auch in meiner „Schule der Gesundheit“, 2. Auflage, Karlsbad 1883), welche, den Anforderungen der Hygiene entsprechend, eine gute Körperhaltung ermöglichen und erleichtern. Hier soll nur dargelegt werden, wie aus solcher, doch immer nur vorübergehend eingenommenen Körperhaltung bleibende Haltungsfehler, Rückgratsverbiegungen und Schiefwuchs sich entwickeln können.

Das Rückgrat oder die Wirbelsäule besteht bekanntlich aus vielen einzelnen Knochen, die durch starke Gelenkbänder mit einander verbunden sind. Zwischen je zwei Wirbelskörpern liegt eine halbkugelige, knorpelige Scheibe, deren Teile dem wachsenden Druck der Knochen etwas nachgeben können und daher eine gewisse Biegsamkeit und Elastizität der Wirbelsäule möglich machen. Wird dieselbe aber andauernd in einer gewissen Biegung festgehalten, wie es bei den eben geschilderten Schreibhaltungen geschieht, so erfahren zunächst die Knorpelscheiben eine bleibende Gestaltveränderung: sie werden an der zusammengedrückten hohlen Seite dünner oder niedriger als an der ausgebogenen gewölbten Seite, und es ist dann schon ein längeres und öfteres Umbiegen in entgegengesetzter Richtung nötig, um die Verbiegung wieder auszugleichen. Dauert die Biegung noch länger, so nehmen auch die Wirbel ähnliche Gestaltveränderungen an: die zusammengedrückte Seite, welche nun die Körperlast mehr zu tragen hat, als die ausgebogene, bleibt im Wachstum hinter jener zurück und erleidet allmählich sogar einen positiven Druckwund, so daß sie niedriger wird, als sie vorher war.

Mit jeder Seitwärtsbiegung des Rückgrats sind Drehungen der Wirbel um die aufrechte Achse nach der Seite der Wölbung verbunden, wodurch die seitlichen Teile derselben nebst den auf ihnen liegenden Muskeln und so weiter und den an ihnen befestigten Rippen nach hinten gedrängt, hervorgewölbt werden, während die Teile der eingebogenen Seite nach vorn gehen, einsinken. Am deutlichsten ist dies am oberen Rücken zu erkennen, wo die Rippen der ausgebogenen Seite stärker, in höherem Grade bis zu einem förmlichen Winkel vorgewölbt werden, an der andern Seite dagegen einsinken. Infolge hiervon ragt das Schulterblatt der gewölbten Seite mehr hervor, als auf der hohlen Seite, was auf jener Seite Hochstand, auf dieser Tiefland der Schulter begünstigt. Endlich erfährt mit dem Rückgrat der ganze Kumpf oberhalb des Beckens eine Verschiebung nach der ausgebogenen Seite, wodurch die Weichen eine Gestaltveränderung erleiden, welche die Hüfte der hohlen Seite höher erscheinen läßt als die andere.

Die Verkrümmungen und Schiefheiten des Rückgrats entstehen also — zwar nicht immer, aber überwiegend häufig — aus Haltungsfehlern, die zu Belastungsdeformitäten der Wirbelsäule führen. Dies sind aber nicht bloß Schönheitsfehler, sondern sie beeinträchtigen, wenn sie eine gewisse Höhe erreicht haben, Wohlbefinden und Gesundheit in mehrfacher Weise. Allemal wird der Brustkasten weniger beweglich, als er bei normaler Gestalt sein sollte: die eingebogene Seite vorzüglich kann sich beim Atmen weniger ausdehnen und es wird also das Atmungsvermögen geringer. Dadurch leidet die Kräfteerzeugung und Wärmebildung, die Blutbildung und Blutbewegung; das Herz hat schwerer zu arbeiten und bei Körperanstrengungen entsteht leicht Herzklopfen, Kurzatmigkeit, Atemnot und Brustbeklemmung. Auch die Verdauungsorgane, Magen, Gedärme, Leber und so weiter werden verkrüppelt, beeinträchtigt und dadurch in ihren Verrichtungen gehindert, worunter wieder die Blut- und Wärmebildung, die Ernährung, das Wachstum, die Kräfteentwicklung und die Leistungsfähigkeit des ganzen Körpers zu leiden haben. Endlich zieht dies alles auch Störungen der Geistesfunktionen nach sich, die sich besonders in der Stimmung und Gemütsart zu äußern pflegen.

Glücklicherweise nicht immer führt schlechte Körperhaltung zu bleibenden Verkrümmungen, und noch seltener zu höheren Graden der Mißgestaltung. Dazu gehören vielmehr in der Regel noch gewisse begünstigende Umstände. Sonst würden wir, da fast alle Kinder beim Schreiben und so weiter krumm und schief sitzen, kaum einmal einen gerade gewachsenen Menschen zu Gesicht bekommen.

Als solcher, das Schiefwerden begünstigende Umstand ist vor allen Dingen eine gewisse Körpergröße hervorzuheben, besonders wenn sie mit raschem Wachstum Hand in Hand geht, mag sie durch dies rasche Wachstum selbst, durch unkräftige Nahrung, zu viel Stubensitzen mit Entbehrung von Licht, Luft und Bewegung, mag sie durch zu große Anstrengungen oder endlich durch Krankheiten hervorgerufen sein. Unter solchen Umständen erschaffen die Muskeln, welche die Wirbelsäule aufrecht halten, entweder dauernd oder nach kurzer Zeit der Anspannung, und die Haltung der Wirbelsäule ist dann allein auf die Widerstände der Gelenkbänder, Knorpel und Knochen angewiesen, welche dauerndem Zug oder Druck durch Ausdehnung, ungleiches Wachstum oder Schwind nachgeben, wie vorher ausgeführt ist. Häufig, besonders wohl bei raschem Wachstum, besteht zugleich ein größerer Blut- und Säftegehalt der Knochen und Knorpel, wodurch sie um so eher zu Gestaltveränderungen befähigt werden.

Heilung dieser Mißbildungen ohne künstliche Hilfe ist nicht zu erwarten, sondern höchstens Stillstand durch Festwerden der Knochen und so weiter; durch geeignete Behandlung kann die normale Form wieder hergestellt werden, so lange noch Beweglichkeit vorhanden ist, in schlimmeren Fällen muß man oft schon mit einer geringen Verringerung der Gestalt, mit dem Stillstande der Gestaltveränderung, oder gar mit einer Erleichterung der Folgegebel zufrieden sein. Und da jede leichte Verbiegung unter begünstigenden Umständen rasch zu einer schlimmen werden kann, so ist Aufmerksamkeit auf das erste Entstehen, genaue Ueberwachung und frühzeitige richtige Behandlung dieser Uebel nicht oft noch dringend genug anzuraten.

Auch die Kleidung kann mancherlei ungünstige Einflüsse auf die Formen und Verrichtungen des Körpers ausüben. Um nicht zu lang zu werden, soll diese Arbeit von dem Einfluß auf den

Wärmehaushalt des Körpers, auf die Ausdehnung der Haut, die Schweißbildung und dergleichen mehr absehen und nur auf die Formveränderungen und deren nähere Folgen eingehen.

Um auch hier wieder von unten zu beginnen, so kann die Entwicklung des Plattfußes durch Schuhzeug begünstigt werden, welches dem Fuße im Stehen und Gehen die richtige Stellung erschwert, oder ihm nicht in der Fußwurzel einen gewissen Halt gewährt. Dahin gehören Pantoffeln und weiche Schuhe, falsch konstruierte Abzüge oder falscher Sohlenschnitt, in deren Folge der Fuß nach innen gleitet oder dorthin gedrängt wird. Sehr viel öfter haben unter falsch gebautem Schuhzeug die Beine zu leiden, und zwar am meisten dadurch, daß sie wegen schmaler und spitzer Sohlen und engem Oberleder nicht Raum genug finden, um in der Richtungslinie des Fußes gestreckt neben einander zu liegen und beim Abstoßen im Gehen sich, wie sie sollen, mit den Spitzen nach unten zu biegen. Am häufigsten finden wir die große Zehe gegen die anderen Beine gebogen, so daß der Ballen vorpringt und durch Druck und Reibung am Oberleder schmerzhaft wird, Schwielen bekommt und sich entzündet. Zugleich pflegt der Nagel in derselben Richtung verschoben zu sein, so daß sein den anderen Beinen zugekehrter Rand in die Haut hineingedrückt wird und hier oft sehr schmerzhaft Entzündungen, das sogenannte Einwachsen, hervorruft. Die anderen Beine sind dann oft unförmlich zusammengedrückt, unter und über einander gelegt, auf den Gelenken und am äußeren Rande mit Hautschwielen (Hornaugen oder Leichbörnen) besetzt. Diese Uebel werden noch gesteigert, wenn infolge von hohen Absätzen der Fuß nach vorn gleitet und die Beine also gewalttham in einen zu engen Raum hineingezerrt werden. Da aber ein zu weiter Schuh dem Fuße nicht genügenden Halt gewährt und durch Reibung des Fußes an wenig oder gar nicht nachgiebigem Leder ebenfalls Blasen und Schwielen erzeugt werden können, so muß jeder Fuß, und zwar von früher Kindheit an, wo er am nachgiebigsten ist, seinen eigenen, richtig konstruierten Schuh haben, wie nach dem Vorgange des Anatomen H. von Meyer in Zürich zahlreiche Ärzte gelehrt und durch Abbildungen erläutert haben. (Vergl. auch „Schule der Gesundheit“.)

Höhe und spitze Absätze haben außer dem eben erwähnten noch den weiteren Nachteil, daß die Füße leicht umklippen und schmerzhaft, oft sogar recht gefährliche Verletzungen des Fußgelenkes und selbst Knochenbrüche dadurch veranlaßt werden. Ferner wird das Gehen dadurch sehr erschwert, und weil die starke Streckung des Fußes durch Biegen der Kniee, der Hüften und selbst des Rückgrats ausgeglichen werden muß, wird die ganze Körperhaltung dadurch beeinträchtigt. Endlich ist es doch auch nicht anders denn als Gesichtverirrung zu bezeichnen, daß ein durch das Schuhzeug zum Spitzfuß oder Kumpfuß verunstalteter Fuß mit seinem gezwungenen stehenden Gange schon gefunden wird!

Beim Stehen schwellen die Füße an, weil das nach dem Herzen zurückfließende Blut der Schwerkraft entgegen sich aufwärts bewegen muß. Beim Gehen wird durch den wechselnden Druck der sich verkrüppelnden und wieder erschlaffenden Muskeln diese Bewegung des Blutes unterstützt; fehlt diese Unterstützung, wie es bei anhaltendem Stehen der Fall ist, so bilden sich allmählich Erweiterungen der Blutadern, vorzüglich der nahe unter der Haut gelegenen, die sich dann als blaue Stränge und knotenartige Anschwellungen (Aderknoten) zeigen. Erreichen diese einen höheren Grad, so werden dadurch oft heftige Schmerzen verursacht, infolge der Störungen kommt es zu Geschwüren, manchmal auch durch Zerreißung (Aderbrüche) zu gefährlichen Blutungen. Gesteigert, zuweilen auch allein hervorgerufen wird dies Uebel durch enge, besonders durch schmale und unduldsame Strumpfbänder, deren Wirkung oft durch eine tiefe Schnürfurchung bezeichnet wird. Sie sind wohl auch ein Grund, daß sich diese Uebel besonders häufig bei Frauenjüngern finden. Da die Strumpfbänder, wie oben erwähnt, bei jugendlichen Individuen nachteilig auf das Knie wirken können, so dürften breite, hinlänglich elastische Strumpfbänder vorzuziehen sein.

Noch erfolgreicher als gegen ungewöhnliches Schuhzeug sind bisher Gründe und Veredamkeit gegen die weibliche Bekleidung des Kumpfes gewesen. Die sitzliche und stehende festbegrenzte Umhüllung des Unterkörpers mit Rößen und haltigen, langen Gewändern, die nicht wohl, wie die Beinkleider der Männer, durch Träger von den Schultern gehalten werden können, bedingen ein festes Anliegen derselben um die Taille, damit die vorragenden Hüften sie tragen können. Wenn aber diese Befestigung durch hamale Schnüre und Bänder bewerkstelligt wird, so wird dadurch ein zu starker Druck in der Gürtelgegend ausgeübt, der sich ähnlich wie die Strangfurchen der Strumpfbänder verhält und nicht nur die Atembewegungen der fleischigen Bauchwände, sondern auch den Rückfluß des Blutes zum Herzen und sogar die Verrichtungen und die Gestalt der Eingeweide benachteiligt. Durch genügend lange Korsetts, auf denen die Röße befestigt werden, kann der Druck auf größere Flächen verteilt und dadurch weniger lästig und nachteilig gemacht werden; aber infolge der Reizung, mit ihrer Hüfte einen schlanken Wuchs zu zeigen oder gar zu erzeugen, werden dadurch oft auch die unteren Rippen nebst dem oberen Teile des Unterleibes eingekengt und ganz unförmlich zur Wespentaille zusammengeknüpft.

Die nächste Folge solcher Einengung ist die Beengung des Atmens, was nun fast allein durch Erhebung der oberen Rippen vollzogen werden muß, weil die eigentlich viel mächtigere Erweiterung des Brustraums durch die unteren Rippen und das Zwerchfell sehr erschwert oder fast ganz ausgeschlossen ist. Stürmisches Heben der Brust beim Tanzen und anderen heftigen Bewegungen verrät rasch, was in der Kleidung gefehlt oder vielmehr zu viel gethan ist. Die mangelhafte Ausdehnung der Lunge erschwert dem Herzen, welches das Blut hindurchstreifen muß, seine Arbeit, die außerdem noch durch die verminderten Bewegungen des Zwerchfells und der Bauchmuskeln, die das Blut aus dem Unterleibe in die Brust drängen sollen, vergrößert ist. Folgen dieser Erschwerung des Blutumlaufs sind Anhäufungen und Störungen des Blutes in den Organen des Unterleibes, wodurch diese in ihren Verrichtungen mannigfach gestört werden: Verdauungsbeschwerden, Magenbeschwerden, Unregelmäßigkeiten des Stuhlganges und anderer Auscheidungen stellen sich fast immer früher oder später ein, wozu sich oft noch Anschwellungen und Knoten der rückführenden Blutadern der unteren Körperteile gesellen. Die andauernde Zusammendrückung des unteren Brustkastens bringt die Rippen aus ihrer normalen Lage und verändert den Brustraum so, daß er statt einem aufrecht stehenden, einem umgekehrten Kegel ähnlich sieht, was bereits der große Anatom Schömmerring vor hundert Jahren („Ueber die Schädlichkeit



Die Locke Iphigenias. Originalzeichnung von Paul Heydel. (S. 282.)



Zur Erinnerung an das fünfundsiebenzigjährige Königsjubiläum des Kaisers Wilhelm: In Breslau 1813. (S. 182.)

der Schnürbrüste", Leipzig 1788) durch Nebeneinanderstellung einer Schnürbrust und einer normal gebauten Frau (auch in meiner „Schule der Gesundheit“, 2. Aufl., S. 30 wiedergegeben) anschaulich zu machen gesucht hat. Von den wichtigsten Organen des Unterleibs leidet besonders die Leber, die nach unten gedrängt und durch den sogenannten Schnürstreifen in zwei Teile geteilt ist. Gar viele Unterleibsfrankheiten der Frauen, die ihnen selbst zur ewigen Plage werden und so oft ihr Familienglück stören, wurzeln lediglich oder doch ganz vorzugsweise in dieser falschen Art sich zu kleiden und die Kleider zu befestigen.

Am verderblichsten wirken natürlich die Schnürleiber, und auch das feste Binden der Hüfte auf den jugendlichen, noch im Wachsen begriffenen Körper, weil die Rippen dann dem äußeren Druck noch weniger Widerstand zu leisten vermögen, während zugleich die Schulterblätter unnatürlich in die Höhe gedrängt sind und dem oberen Rücken und Nacken eine unschöne Form geben, die weibliche Büste aber, in ihrer Entwicklung gehemmt, unfähig gemacht wird, den süßesten Freuden und ersten Pflichten der Mutter naturgemäß zu dienen. Ja, nicht einmal eine nach den Modebegriffen schöne Form und Haltung des Körpers wird durch frühzeitiges Anlegen des Korsetts gesichert, denn die infolge mangelnder Übung nicht gekräftigten, durch den äußeren Druck vielmehr geschwächten Muskeln lernen und vermögen weder den Körper gerade zu halten, noch ihm anmutige Bewegungen zu geben, und was das Schlimmste ist, durch die Einengung leidet die ganze Entwicklung der Atmungsorgane ebenso wie diejenige der blutbereitenden Organe, so daß von beiden Seiten her der Entstehung der Schwindsucht, jener häufigsten und verderblichsten unter allen Krankheiten, Thore und Thüren geöffnet sind.

Wie lange wird es noch dauern, bis wir durch gesundheitsgemäße Erziehung und Gewöhnung uns und unseren Kindern die Grundlage eines glücklichen, leistungsfähigen und schaffensfreudigen Lebens zu erwerben und durch Stärkung unserer Widerstandskräfte gegen unvermeidbare schädliche Einflüsse zu befestigen und zu erhalten suchen, statt durch Trägheit und schädliche Gewohnheiten, durch falsche Ansprüche und verkehrte Anschauungen an der Untergrabung jenes Glückes zu arbeiten?

Wie Einer zum eisernen Kreuz gekommen ist.

Ein Erinnerungsblatt

von

H. Anruh.

(Nachdruck verboten.)

Was ich hier erzählen werde, habe ich von einem Gutsbesitzer gehört, welcher eines Tages unter den Arbeitern einen strammen Burischen mit dem eisernen Kreuz auf der Brust bemerkte. Als Feierabend geworden war, ließ er den Arbeiter in sein Zimmer kommen, gab ihm eine Cigarre und ein Glas Bier und forderte ihn auf, ihm zu erzählen, wie er zu dem eisernen Kreuz gekommen sei.

„Ja, Herr“, sagte der brave Bommer, „das ist eine sonderbare Geschichte mit dem Kreuz, und wenn Ihnen die Geschichte nicht zu lang ist, will ich sie gern zum besten geben. Für tüchtiges Einbauen habe ich es bekommen, und zwar von keinem Geringeren als von unserem lieben Kaiser; aber was für ein Einbauen das gewesen ist, das sollen Sie gewiß nicht so leicht erraten. — Am 2. Dezember 1870 war es, ich werde es mein Lebtag nicht vergessen, denn am Tage vorher war gerade mein Geburtstag gewesen. Unser Regiment marschierte auf Champigny zu. Meine Compagnie mußte auswärmen und ich kam in einen kleinen Graben zu liegen, wo ich gute Deckung hatte und mit Ruhe feuern konnte. „Jetzt gilt's, Soldaten!“ sagte mit einemmale unser Hauptmann, als die Franzosen in dichten Haufen auf uns los kamen. Wir mußten sie aufhalten, bis unsere Kameraden heran sind. Schießt nur, was das Zeug halten will!“ Damit mir die Sache besser zur Hand ist, schützte ich meine Patronen rechts neben mich hin, daß ich nur immer zugreifen brauche, wenn ich laße. Da läßt unser Oberst, dem die Sache doch zu bedenklich werden mochte, zum Zurückgehen blasen. Ich denke aber: „Ach was, deine Patronen wieder einpacken, das ist doch zu umständlich, und liegen lassen kannst du die netten Dingerchen hier doch auch nicht, das wäre doch schade. Du hast ja ausgetriebene Beine und kannst also besser laufen als die Rothhosen. Mag kommen, was da will! Du verschießest erst deine Patronen, dann hast du immer noch Zeit zum Zurückgehen.“ Als ich so im besten Schießen bin, kommt unser Adjutant angesprengt und schreit aus vollem Halse: „Zurück! Zurück! Kerl, halt ihr denn keine Ohren!“ — „Ach was!“ sage ich zu mir, und drehe mich so halb um, ich will noch erst die Handvoll Patronen verschießen!“ In dem Augenblick, als ich den Kopf wende, ist auch der Adjutant schon wieder weit weg und ich sehe, daß ich ganz allein noch in der Linie bin; vor mir ist aber alles dickvoll von Franzosen. „Ei der tausend!“ denke ich bei mir, „nun ist es aber Zeit, daß du dich dran hältst.“ Und so feure ich lustig darauf los, bis meine letzte Patrone aus dem Lauf ist und die Franzosen schon dicht vor mir herumtanzen. Jetzt springe ich auf, nehme meine Füße in die Hand und, hast du mich nicht gesehen, laufe ich fix zu meinem Regiment. Die Franzosen erheben ein Wutgeschrei und wie ein Hagelwetter sausen ihre Kugeln mir über den Kopf, aber alle gehen zu hoch und ich komme richtig bei meinen Leuten an, ohne daß mich auch nur eine Kugel geschrammt hätte. Als ich in meinen Zug eintreten will, sehe ich, daß der Adjutant immer auf unsern Oberst losredet und mit der Hand heftige Gesten macht. „Halt!“ denke ich, „das ist auf dich gemünzt, aber bange machen gilt nicht! Und übrigens sind wir hier im

Kriege und nicht zu Hause auf dem Exerzierplatze.“ Wichtig, unser Oberst war ein braver, lieber Herr, für den wir alle durchs Feuer gingen — er läßt also den Adjutanten stehen, kommt an mich herangeritten, lacht übers ganze Gesicht und sagt freundlich:

„Kerl, sag 'mal, sind denn Deine Knochen wirklich noch heil?“

„Zu Befehl, Herr Oberst!“ sage ich. Da lachte er wieder und sagte:

„Dann kannst Du mehr als Brod essen.“

„Damit war die Sache abgemacht. — Am folgenden Nachmittage hieß es plötzlich, der König sei da, um das Schlachtfeld von gestern zu besuchen. Wir mußten antreten, und als der liebe alte Herr an uns vorüberfuhr und uns freundlich begrüßte, da schrien wir nicht schlecht „Hurra!“ Als das vorüber war, warteten wir noch auf den Befehl zum Auseinandergehen, und ich freute mich im stillen auf mein Mittagessen, denn ich hatte ein Gericht Kartoffeln beiseite gebracht und einen heidenmässigen Hunger. Da kommt plötzlich der Adjutant auf mich los, lacht mich an und sagt, ich solle auf der Stelle mitkommen, Seine Majestät wolle mich sprechen. Ich denke, der Schlag soll mich rühren, aber ich wollte mir nichts merken lassen und sagte: „Zu Befehl, Herr Lieutenant!“ Da grinst mich derselbe wieder an und dreht an seinem langen Schnurrbart, als wolle er sagen: „Wirst schon sehen, was aus der Geschichte wird; morgen werden wir uns ja weiter sprechen.“ Was soll ich's leugnen? Mir schlotterten meine Knie, als ich hinging, solcher Schreck war mir in die Glieder gefahren, lieber wäre ich gleich wieder ins Feuer gegangen; aber ich tröstete mich unterwegs und dachte bei mir: „Du hast ja nichts Böses begangen und wolltest ja nur die schönen Patronen nicht umkommen lassen.“ So ging's denn mit mir in ein Haus, wohl das einzige, das in Champigny noch einigermaßen heil aussah. Als ich eintrete, komme ich erst in einen Saal; da stand eine große Tafel gedeckt, und das noch um mich her so lieblich, daß mir ordentlich das Wasser im Munde zusammenlief. Im Zimmer daneben, dessen Thür halb offen stand, waren lauter Prinzen und Generale, und mitten darunter die Heldengestalt unseres guten Königs. Ich sehe mir so mit meinem hungrigen Magen die Tafel an und denke eben: „Wer doch hier mitessen könnte, der brauchte sich in seinem Quartier nicht erst Kartoffeln schälen.“ Da hatte man mich auch schon beim König gemeldet und ich mußte ins Nebenzimmer treten. Jetzt kam der König auf mich los, sah mich so freundlich an, daß mir gleich das ganze Herz aufging, und sagte zu mir:

„Mein Sohn, wie war die Geschichte gestern mit Deinen Patronen? Erzähle mir alles ganz genau, was Du davon noch weißt!“

„Zu Befehl, Eure Majestät!“ sagte ich. Und nun fing ich an, alles ganz genau zu erzählen. Ueber dem Erzählen war mir alle Angst vergangen und ich sprach, wie mir der Mund gewachsen ist, und sagte:

„Majestät, zum Komplimentenmachen war keine Zeit, und man konnte auch vor dem Geknalle sein eigenes Wort nicht hören, da habe ich mich umgedreht und gerufen: „Ach was! Ich verschieße erst meine Patronen hier!“ Das ist das Ganze gewesen, weiter habe ich nichts verbrochen.“ Da lachte der König über sein ganzes Gesicht und hat mich auf die Schulter geklopft und gesagt:

„Das hast Du brav gemacht, mein Sohn!“

„Halt,“ denke ich, „jetzt hast du Oberwasser! Nun soll dir der Adjutant nur kommen!“ Damit, meinte ich, sei es genug und ich könnte abtreten. Da sagte aber der gütige König noch zu mir:

„Hast Du schon zu Mittag gegessen, mein Sohn?“

„Zu Befehl, Eure Majestät, ich bin noch ganz nüchtern.“

„Und hast wohl tüchtigen Hunger, nicht wahr?“

„Zu Befehl, aber der Durst ist auch nicht von schlechten Eltern.“

„Da lachte der König wieder und sagte:

„Na, dann sollst Du heute hier mitessen!“

„Nun mußte ich mich mit an die große Tafel setzen, und ehe ich mir's versah, hatte ich einen vollen Teller mit Erbsuppe vor mir. Mit tüchtigem Appetit langte ich zu und es dauerte nicht lange — da war mein Teller leer. Der König mochte das wohl bemerkt haben, denn er rief mit einemmale über den Tisch:

„Möchtest Du noch mehr davon haben, mein Sohn?“

„Zu Befehl, Eure Majestät, wenn noch ein bißchen zu haben ist.“

„Da lachten die Herrschaften alle und Seine Majestät winkte einem Leibdiener, und der bringt mir noch einen tüchtigen Teller voll Erbsuppe. Auch über den fiel ich her und ließ es mir gut schmecken. Wie ich im besten Essen bin, geht die Thür auf und es bringt einer auf einer großen Schüssel einen mächtigen Braten herein und setzt ihn auf einen Tisch, der rechts von der Wand ganz in meiner Nähe stand, und ein anderer Herr tritt heran und säbelt mit einem mächtigen Messer Stück auf Stück von dem Braten ab. „Sieh da,“ denke ich, „der ist nicht schlecht! Mit dem Fasten hat's hier heute keine Not! Was mag das für ein Braten sein?“ Ich hatte aber nicht viele Zeit zum Nachdenken, denn die anderen waren mit ihrer Suppe schon fertig und ich mußte eilen. Sowie ich aber den letzten Löffel in den Mund gebracht habe, ist auch im Nu mein Teller fort, und ehe ich mich wieder besinnen kann, reicht mir so ein feiner Herr einen vollen Teller mit Braten hin. Ich nehme also die Schüssel in meine beiden Hände

und setze sie vor mich hin. „Sieh da,“ denke ich, „der hat's dir bequem gemacht, das sind ja lauter Häppchen, da brauchst du nicht lange zu kauen. Der Mann meint's doch gut mit dir! Das ist brav von ihm!“ Damit fange ich an, tüchtig auf die Schüssel loszuessen und nehme dem Diener auch noch solch' kleines Nisttchen mit Kartoffeln ab und stelle es neben meinen Teller hin. Da sehen mich alle mit großen Augen an, denn sie mochten wohl denken: „Die Schüssel bewirgt er nimmermehr!“ Aber der König kannte seine Kommen besser, was die auch im Essen leisten können, und sagte bloß: „Brav, mein Sohn, laß es Dir gut schmecken, aber vergiß auch das Trinken nicht!“ Ich aber sah da und die hellen Schweißtropfen standen mir auf der Stirn, denn die Augen waren diesmal doch ein bißchen größer gewesen als der Magen; aber ich dachte so: „Laß sie nur lachen, hier darfst du dich nicht lumpen lassen, sonst wirst du vor der ganzen Gesellschaft zum Spott. Und du mußt hier vor Seiner Majestät doch auch Ehre einlegen.“ Und so aß ich denn forsch darauf los, daß mir der Schweiß an den Schläfen herunterlief, bis ich die Schüssel rein abgeputzt hatte. Da lachte der König noch einmal so recht herzlich und rief über den Tisch:

„Brav, mein Sohn, hast Deine Sache gut gemacht, verzeihst das Einbauen, das sehe ich nun selbst; möchtest Du noch ein Stück Braten haben?“

„Mir aber war so wohl ums Herz geworden, denn mein Nachbar hatte mir immer brav eingeschenkt, und ich lachte den König wieder an und es fuhr mir so heraus:

„Zu Befehl, Eure Majestät, wenn noch ein bißchen da ist!“

„Da plachte die ganze Tischgesellschaft laut los vor Lachen und unser lieber König lachte auch, daß er sich die Seiten hielt, und sagte:

„Nein, nein, mein Sohn, nun laß es nur gut sein! Ich bin mit Dir zufrieden! Jetzt kommt noch ein besseres Gericht zum Nachschöpf.“

„Dabei winkte er einem Herrn, der stand sofort auf und holte ein eisernes Kreuz, welches er mir an die Brust heftete. — Sehen Sie, Herr, so habe ich mir das Kreuz ehrlich verdient durch Einbauen, denn sauer ist es mir mit der großen Schüssel geworden, das können Sie mir glauben. Wie ich nach Hause gekommen bin, das weiß ich nicht mehr genau; aber so ein Königswort macht alles gut, denn am andern Morgen hat mir der Adjutant die Hand geschüttelt und nie wieder von den Patronen zu mir gesprochen. Wir sind den ganzen Feldzug hindurch die besten Freunde gewesen.“

Die Locke Thunseldas.

(Bild S. 280.)

Unser Bild stellt die interessante Scene aus dem zweiten Akte des großartigen kleinsten Dramas „Die Hermannschlacht“ dar, in welcher Thunselda, die Gemahlin Hermanns, bevor sie von ihren beiden Söhnen, die als Geiseln zu dem Suevenfürsten Marbod geschickt werden sollen, Abschied nimmt, in ihrem Gemache verweilt und träumerisch in die Saiten greift, während sich der Römer Ventidius an sie herangeschlichen hat und im Begriffe steht, das, was er vergeblich von der schönen Fürstin erbat, zu rauben, nämlich eine Locke der ersten deutschen Frau, die er in jedem Uebermut versprochen, der Kaiserin Livia zu senden. Der Gegenstand in der Rechten des Römers ist ein dolchartiges, sehr kurzes, zweischneidiges Messer. Die seltsame Waffe ist verkürzt gesehen; auch die Stellung der Finger der Hand ist genau der damaligen Handhabung des Schneideinstruments angepaßt. Der Griff des Messers ward mit vier Fingern gehalten, während der gestreckte Daumen gleichsam als Gegenschmel (Scheren ähnlich) durch Andrücken Verwundung fand. Ventidius schnitt die Locke ab. Thunselda war erst empört über diese feste That, da aber Ventidius eine tiefe Leidenschaft für die schöne Gherustfürstin zu erkennen gab und dann ihr Kind vom Feuertod errettete, so bat sie, als Hermann alle Römer in seinem Reich töten lassen wollte, für Ventidius' Leben. Da er fährt sie, daß Ventidius ihr die Locke nicht von Leidenschaft fortgerissen abgehauen, sondern nur um sie als Karosium an die Kaiserin in Rom zu senden. Das Weib empört sich in ihr und sie überliefert den Römer dem Tode. Unsere abgebildete Scene veranschaulicht somit den eigentlichen Angelpunkt des tiefen und sprachgewaltigen Dramas.

In Breslau 1813.

(Bild S. 281.)

Am 17. März 1813 erließ König Friedrich Wilhelm III. von Preußen aus seiner damaligen Residenz Breslau jenen Aufruf an sein Volk, der im ganzen Lande so lauten Widerhall fand. Das ganze preussische Volk gab Antwort darauf und stellte sich dem Weltoberer mit so todesfreudigem Mut, mit so christlich frommem Gottvertrauen entgegen, wie es selten in der Weltgeschichte zu Tag getreten ist.

Dem frommen Sinn Friedrich Wilhelms III. und dem Geiste der damaligen Zeit entsprechend, wurde bei dem Ausmarsch aus Breslau ein Feldgottesdienst gehalten, welchem der König mit dem Kaiser Alexander, seinem Verbündeten und den Prinzen beiwohnte. Dieser dem Kaiser gewiß unvergeßliche Moment ist in unserem Bilde dargestellt. Der Front der zu dieser ersten Feiertagsausgerückten Truppen gegenüber halten die Monarchen mit ihrem Gefolge, unmittelbar hinter ihnen steht man den Kronprinzen und den Prinzen Wilhelm. Neben dem von Trommeln gebildeten Altar steht der Geistliche im Ornat, mit ausgebreiteten Händen den Segen erteilend. Hochauf richtet sich der Kronprinz

und blüht wie fragend zum Himmel empor, während Prinz Wilhelm in gebeugter Haltung im Sattel sitzt, die Hände um den Giebel gefaltet, in gläubiger Demut erwartend, was der unergründliche Wille Gottes beschließen werde.

Und er hatte Großes beschlossen und hat den jungen Prinzen durchs Leben geleitet und zu Ruhm und Ehren geführt wie seinen zweiten!

Das Bild haben wir anlässlich des fünfundsiebenzigjährigen Jubiläums des Kaisers Wilhelm als König von Preußen der Festschrift: „Achtundachtzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg, ein Menschen- und Heldentum unseres deutschen Kaisers von Ostsee und Bering, herausgegeben von Carl Hallberger“, entnommen, die vortrefflich geeignet ist, durch patriotischen Ton, historisch interessante Bilder und brillant geschriebenen Text als Jubiläumsgeschenkwerk für diesen bedeutungsvollen Abschnitt im Leben des deutschen Kaisers in Betracht gezogen zu werden.

Winterschutz der Freilandrosen.

Nur wenige der in unseren Gärten kultivierten Rosen können ohne jede Deckung die rauhere Jahreszeit überdauern; zu diesen gehören vor allem die aus dem Orient stammenden Damascener und die Centifolienrosen mit den von diesen abstammenden Noosrosen; auch die gelbe persische Rose und die nordamerikanische Prairierose bedürfen keines Winterschutzes. Fast alle Arten der Hybrid-Remontantrosen, die Bourbonsrosen, die Bengali-, Thee- und Kletterrosen sind jedoch viel zarterer Natur und müssen im deutschen Klima, selbst noch in den milderen Landstrichen Süddeutschlands, gegen die Unbilden der kalten Jahreszeit geschützt werden.

Beim Herannahen des Winters biegt man die gegen Frost empfindlichen, sowohl wurzelechten, als auch hoch- und niedrigstämmigen Rosen zur Erde, und hält sie daselbst mittelst hölzerner Hasen oder über Kreuz gestellter Pfähle nieder. Die Rosenstämme sind bereits vor Eintritt härterer Fröste, und zwar stets nach einer und derselben Seite hin, zu biegen, da sie bei größeren Kältegraden, und wenn sie nach einer andern Seite als der gewöhnlichen gebogen werden, leicht abbrechen. Mit dem Einbinden oder Bedecken der umgebogenen Rosen aber ist noch zu warten, bis das Pflanzenleben den natürlichen Prozess des Vegetationsabschlusses durchgemacht und bis demnach die Rosenzweige ihre meisten Blätter verloren haben. Mäßige Kälte schadet den Rosen durchaus nicht; im Gegenteil vertragen alle Rosen, mit Ausnahme der zarteren Thee- und Kletterrosen, ganz gut eine Kälte von 6—8 Gr. R.

In milderen Wintern wird es nach der Ansicht der Frauendörfer Blätter in der Regel unnötig sein, die Freilandrosen vor Mitte oder Ende November zu bedecken oder einzubinden. Beim Beginn höherer Kältegrade bedeckt man dieselben in Gegenden, welche reich an Nadelholzwaldungen sind, am zweckmäßigsten mit Nadelreisig von Fichten oder Weisstannen; empfindlichere Rosengattungen erhalten über dem schützenden Nadelreisig noch eine Laubdecke bis zu 15 Centimeter Stärke, und über derselben außerdem so viele Zweige, als nötig sind, um das Laub gegen dessen Fortführung durch den Wind zu schützen. In Gegenden, in denen Nadelreisig nicht leicht zu haben ist, werden die gegen Frost empfindlichen Rosenstämme am besten mit Erde zugedeckt. Auf trockenem Boden gewährt eine bis 15 Centimeter hohe Erdbedeckung den Rosen hinreichenden Schutz. Auf nassem Boden bringt man unter den Rosenkrönen zunächst einen kleinen Hügel von Loh-, Sägespänen, Asche oder von trockener Erde an. Ueberhaupt ist es die Trockenheit des Deckungsmaterials, welche die Pflanzen weit mehr vor dem Erfrieren schützt, als dessen große Masse. Für zartere Sorten, besonders Theerosen, ist unter allen Umständen Steinkohlen- oder Holzstohlenasche, Holzstohlenstaub und dergleichen als der beste Deckungsstoff zu bezeichnen. Ganz verwerflich sind Deckungsmaterialien, welche Mäuse herbeiloden, als Stroh, Dünger, Streu und andere mehr.

In strengeren und länger anhaltenden Wintern verlangen auch die Wildstämme der veredelten Rosen wegen der durch das Niederbiegen herbeigeführten Spannung des Bastes und der Kinde einen leichten Schutz, besonders zur Abhaltung des Glatteises. Auf solche Weise vermehrt, werden die Freilandrosen, mit wenigen Ausnahmen, den Winter gut überdauern. Bei herannahendem Frühjahr darf die schützende Decke nicht zu spät entfernt werden, um die Rosen nicht zum allzu frühen Austreiben zu veranlassen, da solche durch zu lange Bedeckung um so empfindlicher gegen Spätfröste gemacht würden. Bereits Anfangs März ist beim Eintritt gelinder Witterung die Bedeckung der Rosen aufzulockern und zu verdünnen, und einige Wochen später, und zwar womöglich bei bedecktem Himmel und feuchter Luft, vollständig zu entfernen.

Eine stille Gemeinde.

In Albany (Nordamerika) steht ein bescheidenes, von roten Backsteinen schmucklos erbautes Kirchlein, in welchem Cuddelet mehr denn 50 Jahren nach ihrer Ansicht der Seligkeit zu streben. Früherer Zeit füllte sich das schlichte Gotteshaus jeden Sabbath mit einer ernstlichen, ruhigen Gemeinde, die aus der Umgegend sich zusammenscharte, in den letzten Jahren aber hat deren Mitgliederzahl fortwährend abgenommen. Heute steht selbst kein Pastor mehr derselben vor; jeden Sonntag aber, punkt 11 Uhr, öffnet sich dennoch die kleine Pforte und läßt etwa 7—8 Personen eintreten, die wortlos ihre Plätze einnehmen. Keine Silbe wird gesprochen; nach einer Stunde stillen, ruhigen Nachdenkens erhebt sich der Älteste und gibt dem Nächststehenden seine Hand, der darauf die seine wieder dem Nächsten reicht. Nach diesem Gruß schreitet die kleine Gemeinde so lautlos hinaus, wie sie eingetreten, um nächsten Sonntag zu gleicher Andacht wieder zu kommen. Treibt der Geist einen zu sprechen, so spricht er. Viermal im Jahr ist Generalversammlung, wobei etwa 20 bis 25 Personen sich zusammenfinden, einmal jährlich hält auch ein eigens berufener Pastor eine Ansprache. Auch ein Stück Kirchenleben.

Seines Glückes Schmied.

Roman

von

Gwald August König.

Nehtes Kapitel.

Der Hauptmann von Galen hatte seine Compagnie vom Exerzierplatz zur Kaserne zurückgebracht, er stieß den Degen in die Scheide und trat mit finster umwölkter Stirne den Weg zu seiner Wohnung an.

Herttha hatte ihm seit mehreren Tagen nicht mehr geschrieben, das beunruhigte ihn um so mehr, weil auch Hermann nun jede Begegnung mit ihm zu vermeiden schien.

Wenn er auch auf die Treue seiner Braut vertrauen zu dürfen glaubte, so verhehlte er sich doch nicht, daß der Reichtum seines Nebenbuhlers ein mächtiger Faktor war, der alle seine Hoffnungen vernichten konnte.

Es war ein schwerer Kampf zwischen Liebe und dem Pflichtgefühl des Kindes, den Herttha kämpfen mußte! Der alte Oberst forderte rücksichtslos das schwere Opfer der Entfagung von ihr, er mußte es fordern, um sich und seinen Sohn vor dem drohenden Ruin zu bewahren, und es war sehr natürlich, daß Hermann dabei auf der Seite des Vaters stand.

Wenn diese beiden vereint Herttha bestürmten, das Opfer zu bringen, wenn der Vater mit seinem Fluch, der Bruder mit dem Bruch für immer drohte und wenn auf der andern Seite Franz von Feldern ihr ein Dasein voll Pracht und Ueberfluß bot, wie nahe lag dann die Möglichkeit, daß Herttha sich dem Willen des Vaters unterwarf!

Eine Verwünschung entrang sich den zuckenden Lippen des Hauptmanns, während er die Treppen zu seiner Wohnung hinaufstieg. Sein Bursche kam im Korridor ihm entgegen, um Helm und Degen in Empfang zu nehmen.

„Es ist wieder ein Brief da, Herr Hauptmann,“ sagte er leise mit geheimnisvoller Miene, „Johann brachte ihn heute morgen, er will die Antwort am Abend holen.“

„Gib her!“ befahl der Hauptmann hastig, dessen Antlitz sich erhellte.

„Er liegt auf dem Schreibtisch.“

Der Hauptmann eilte in sein Wohnzimmer, ein bescheidender Wink gebot dem Burschen, zurückzubleiben.

Mit zitternden Händen öffnete er das Couvert, mit der Hast eines Fieberkranken entfaltete er das duftende Papier.

„Mein innig Geliebter!“ las er. „Die Bärfe sind gefallen, Franz von Feldern hat gestern um meine Hand geworben. Was soll ich thun? Sage Du es mir, Dir will ich folgen, führe unser Weg auch in Not und Glend!“

„Ich will ja alles mit Dir tragen, Du Teurer; stände ich allein im Leben, ich flüchtete zu Dir, um vereint mit Dir zu leben und zu sterben.“

„Was mein Vater von mir fordert, Du weißt es, sein Fluch würde sich an meine Fersen heften, wenn ich ihm das schwere Opfer nicht bringe. Sage mir nicht, daß er dieses Opfer nicht fordern dürfe, er ist mein Vater, und das Kind soll den Eltern gehorchen!“

„Sage mir, was ich thun soll, aber bedenke alles wohl, Reue und Gewissensbisse könnten uns das Leben unerträglich machen.“

„Die Entscheidung ist noch nicht getroffen, ich werde sie hinauschieben, so lange ich's vermag, aber einmal muß sie erfolgen, und was dann noch folgt — Gott allein weiß es! Wenn ich Dir entsagen muß, so ist meinem Leben der Sonnenschein genommen, und doch kann ich, darf ich anders handeln?“

„Uebereile Dich nicht, wie Dein Herz redet, weiß ich, ich fühl's ja am Pochen des eigenen Herzens, aber laß nun auch den Verstand auf diese Frage antworten!“

„Lebe wohl, Du mein einzig Geliebter, antworte bald und ruhig Deiner tief unglücklichen Herttha.“

Mit einem schweren Seufzer faltete der Hauptmann das Papier wieder zusammen, er legte die Hände auf den Rücken und durchmaß das Zimmer einigemal mit großen Schritten.

„Sie will mich bewegen, das Wort Entfagung zuerst auszusprechen, damit ihr die Entscheidung leichter wird,“ murmelte er und Zornesblitze sprühten dabei aus seinen dunklen Augen. „Ich entsage nicht, so lange noch Leben in mir ist — hier gibt es nur eine Entscheidung: Er oder ich!“

Er blieb stehen, sein Blick ruhte fragend auf dem eintretenden Burschen.

„Was gibt's?“ fragte er rauh.

„Der Herr Graf von Ellern —“

„Da bin ich wieder, Berthold!“ sagte eine Stimme hinter dem Burschen in fröhlichem Tone, „für mich wirst Du ja wohl zu Hause sein?“

„Das bedarf keiner Frage, Hugo,“ erwiderte der Hauptmann, dem hohen, schlanken Manne beide Hände reichend, „bring eine Flasche Bordeaux, Heinrich, ich bin für niemand mehr zu sprechen, ausgenommen wenn eine dienstliche Meldung gebracht wird. So, nun laß Dich nieder, wir haben uns seit einer Ewigkeit nicht mehr gesehen.“

Der Graf ließ den langen blonden Schnurrbart einigemale durch seine Hände gleiten und bestete dabei den Blick prüfend auf das ernste, noch immer unwölkte Antlitz des Freundes.

„Ein Jahr ist es her,“ sagte er, „es scheint Dir nicht so rasch verstrichen zu sein wie mir.“

„Wie wäre das auch möglich?“ antwortete der Hauptmann achselzuckend. „Du hast unterdessen geheiratet, lebst mit einer liebenden und geliebten Gattin auf Deinen Gütern, bist völlig unabhängig, hast alles, was Dein Herz begehrt —“

„Na, alles gerade doch nicht,“ unterbrach der Graf ihn heiter, „in diesem Jahre verdarben die Raupen mir die Ernte, es bleibt immer etwas zu wünschen übrig, der Landwirt findet seinen Kerger überall. Im übrigen will ich mich nicht beklagen, ich habe in meiner jungen Ehe das Glück gefunden, das ich suchte, das ist die Hauptsache, und wenn auch eine Ernte einmal in die Brüche geht, so kann ich's ja aushalten.“

Der Hauptmann hatte aus seinem Schreibtisch ein Cigarrenstischchen geholt, er bot es dem Freunde an.

„Du warst immer ein leidenschaftlicher Raucher,“ sagte er mit einem gezwungenen Lächeln.

„Bin's auch heute noch!“ lachte der Graf, „aber, nimm es mir nicht übel, diese feine Sorte, die man nur im Freien zu Schut und Trutz gegen die Mücken rauchen kann, habe ich mir abgewöhnt. Na früher, als ich noch aktiv war, kam es mir auf Ruchbaumbelast mit Kartoffelkraut einlage nicht an, jetzt bin ich wählerischer geworden. Bitte, greife zu!“

Er hatte sein Cigarrenetui hervorgeholt und geöffnet, der Hauptmann nahm eine Cigarre und betrachtete sie mit Kennerblick.

„Du Glücklicher!“ seufzte er. „Der Reiche hat doch vieles voraus!“

„Und trotzdem ist er selten zufrieden!“ spottete der Graf, während Heinrich die Weinflasche und zwei Gläser auf den Tisch stellte, „es bleiben auch ihm immer Wünsche, die er nicht befriedigen kann. Wie sieht's im Regiment aus?“

„Noch immer das alte Lied, viel Dienst und viel Kerger!“

„Kann mir's denken,“ nickte der Graf, „ich kenn's ja aus Erfahrung und sehne mich nicht darnach zurück. Aber wie steht es mit Dir, alter Freund? Ich finde Dich sehr verändert, Du bist so ernst und still geworden!“

„Das hat seine Gründe,“ antwortete Galen, indem er die Gläser füllte.

„Fräulein von Feldern?“ forschte der Graf. „Ich will mich nicht in Deine Privatgeheimnisse einmischen, aber ich erinnere mich, Du warst damals sterblich in die junge Dame verliebt; darf ich fragen, wie sich das weiter entwickelt hat?“

Der Hauptmann hatte mit dem Freunde angestoßen und sein Glas auf einen Zug ausgetrunken, er fuhr mit der Hand langsam über seine Augen und ließ sie dann an dem langen rabenschwarzen Bart heruntergleiten.

„Dir kann ich es wohl sagen,“ erwiderte er, „Du wirst nicht darüber lachen und spotten, bist mir ja immer ein treuer und aufrichtiger Freund gewesen.“

„Und das werde ich auch bleiben, so lange ich lebe, Berthold!“ sagte der Graf in einem so herzlichen Tone, daß der Hauptmann ihm abermals beide Hände reichte, um ihm zu danken.

„Also die Sache kam so,“ fuhr der Hauptmann fort, nachdem er die Gläser wieder gefüllt hatte, „ich traf mit Fräulein von Feldern bald hier, bald dort in befreundeten Familien, oder im Theater, oder im Ballsaale zusammen und machte dabei die mich beglückende Entdeckung, daß sie meine Liebe erwiderte. Ihr Bruder begünstigte meine Bemühungen, und da ich von der Annahme ausging, daß ihr Vater nichts gegen meine Person einwenden könnte, so sagte ich mir vor einiger Zeit ein Herz und warb um die Hand des geliebten Mädchens. Du kannst Dir mein Glück denken, als ich das Jawort hatte, an die Möglichkeit einer Weigerung von seiten des Obersten dachte ich gar nicht. Nun aber war an demselben Tage ein Better Hertthas aus Brasilien eingetroffen, um hier eine Erbschaft in Empfang zu nehmen —“

„Franz von Feldern, der als Secunde abging?“

„Derselbe!“

„Er soll ja in Brasilien durch eine reiche Heirat sein Glück gemacht haben?“

„So ist es, er soll ein sehr reicher Mann geworden sein, aber seine Frau ist inzwischen schon gestorben. Du wirst Dich vielleicht noch eines Bruders des Obersten erinnern, Baron Theodor von Feldern —“

„Der menschenfeindliche Sonderling? Gesehen habe ich ihn nie, aber damals wurde viel von ihm gesprochen.“

„Na, der ist vor einigen Monaten gestorben und hat testamentarisch seinen Neffen Franz von Feldern zum Universalerben eingesetzt. Der alte Oberst, der mehr Schulden als Haare auf dem Kopf besitzt, hat gegen das Testament Einspruch erhoben und den ganzen Nachlaß gerichtlich versiegeln lassen. Er behauptet, sein Bruder sei nicht mehr zurechnungsfähig gewesen und ihm gebühre die Hälfte der Hinterlassenschaft, Franz von Feldern dagegen pocht auf sein gutes Recht und verlangt das Ganze. Der Oberst wird den Prozeß verlieren, und sein Kesse denkt niedrig genug, ihm keinen Heller mitzugeben.“

„Franz von Feldern war immer ein nobler Charakter,“ warf der Graf kopfschüttelnd ein, „etwas sehr leichtsinnig, aber immer nobel und hochherzig.“

„Dann muß er sich sehr verändert haben!“

„Du hast ihn damals nicht gekannt?“

„Nein, ich stand in einer andern Garnison, und als ich

hierher versetzt wurde, hatte Feldern schon seinen Abschied genommen. Für den Oberst ist die Schlichtung dieser Erb- schaftsgeschichte eine Lebensfrage, ebenso für seinen Sohn, unter solchen Umständen mußten sie die Entdeckung, daß Franz von Feldern seine Cousine liebte, freudig begrüßen. Seine Verlobung mit ihr macht ja dem Prozeß sofort ein Ende, der reiche Schwiegersohn muß für die Schulden der Familie eintreten —

„Bah, bah!“ sagte der Graf mit einer energisch ab- lehnenen Handbewegung; „ich kann unmöglich an diesen schmachvollen Schacherhandel glauben!“

„Dennoch ist es eine Tatsache, Hugo!“ fuhr der Haupt- mann mit bebender Stimme fort, während er den Brief Herthas seinem Freunde hinschob; „habe ich Dir so viel gesagt, magst Du nun auch diese Zeilen lesen, sie werden meine Worte bestätigen.“

So sehr ich auch dem Vater Herthas zürne, im Grunde genommen muß ich zugeben, daß er nicht anders handeln kann, denn er kämpft um seine Exi- stenz, um seine Ehre und seine gesellschaftliche Stel- lung. Wenn die Gläubiger die bisher bewiesene Geduld verlieren, dann verkaufen sie alles, was der alte Herr besitzt, und sein Sohn muß den Ab- schied nehmen; wie bitter das ist, läßt sich ja leicht ermessen! Auf der andern Seite bürgt der Reichtum des Schwiegersohns für ein üppiges Wohlleben, was will dagegen das Opfer bedeuten, das Hertha bringen soll! An der Seite des reichen Gatten, der jeden Wunsch erfüllen kann, ist der arme Hauptmann bald ver- gessen —

„Ja, wenn Fräulein von Feldern so denkt, dann —“

„Nein, Hertha denkt nicht so, aber ihr Vater und ihr Bruder sagen ihr das täglich, und das Pflichtgefühl des an Ge- horfam gewöhnten Kindes ist auch ein Faktor, mit dem man rechnen muß.“

Graf Ellern hatte den Brief Herthas gelesen, mit nachdenklicher Miene sah er den Rauchwölkchen sei- ner Zigarre nach.

„Sie appelliert an Dei- nen Edelmut,“ sagte er, „sie erwartet, daß Du ihr das bindende Wort zurück- gibst.“

„Würdest Du es thun?“ fragte der Haupt- mann.

„Ich weiß es nicht, mir scheint, daß Dir nichts anderes übrig bleiben wird.“

„Muß ich diesem Glück entsagen, das ich schon mein eigen nannte, dann mag ich auch nicht mehr leben.“

Der Graf blickte be- troffen den Freund an, dieser Ton der Verzweif- lung erschreckte ihn.

„So schlimm wird's am Ende wohl noch nicht sein,“ erwiderte er; „man kann auch über solchen Schmerz hinwegkommen.“

Wenn Fräulein von Feldern ihrem Vater das Opfer bringt, so mußt Du in das Unabänderliche Dich fügen, Du kannst sie nicht zwingen, anders zu handeln. Wenn sie ihren Vater verläßt, um Dir zu folgen, so würde das eine trübe Ehe werden, den Bruch mit den Eltern verwindet das Kind niemals, wenn sein Gemüt nicht ganz und gar verhärtet ist.“

„So verlangst Du von mir, ich solle diesem Manne weichen und meine älteren Rechte geduldig an ihn abtreten?“ brauste der Hauptmann auf. „Das werde ich nimmermehr thun! Nicht ich allein, auch Hertha würde unglücklich werden, und wie Du vorhin mit Recht sagtest: es wäre ein schmachvoller Handel!“

„Wie willst Du ihn verhüten?“ fragte der Graf, an den Spitzen seines Schnurrbarts drehend.

„Ich werde meinen Nebenbuhler vor die Klinge fordern,

— er oder ich! Wer aus diesem Kampfe als Sieger her- vorgeht, der mag die Braut heimführen!“

„Und glaubst Du, Deine Hand würde der jungen Dame begehrenswerter erscheinen, wenn das Blut Deines Neben- buhlers an ihr klebt?“ erwiderte der Graf ernst. „Würden durch den Tod Franz von Felderns die Verhältnisse des Obersten gebessert? Ferner müßtest Du das Duell provo- zieren, einige Jahre Festungshaft wären Dir sicher und auf Dein Abancement könnte die Geschichte auch einen schlimmen Einfluß üben. Uebrigens ist es noch nicht ausgemacht, daß Du der Sieger bleiben wirst —“

„Wenn ich falle, so hat alle Qual ein Ende!“

„Für Dich, aber nicht für Deine Braut, wenn sie Dich so innig liebt, wie Du behauptest.“

„Daran zu zweifeln, wäre ein Frevel an ihrer Liebe!“



Schloß von Bèves (Belgien). (S. 287.)

„So muß ein anderer Weg gesucht werden, auf dem Dir Dein Glück gesichert werden kann,“ sagte der Graf sinnend, indem er sein Glas erhob, um die dunkelrote Farbe des Weines zu betrachten. „Ich kann nicht glauben, daß Franz von Feldern die Verhältnisse kennt; wenn es der Fall wäre, würde er sicherlich nicht um die Hand seiner Cousine geworben haben.“

„Kennst Du ihn so genau?“ erwiderte Galen mit einem verächtlichen Achselzucken. „Mir geht er aus dem Wege, er scheint die Begegnung mit mir zu fürchten, ich vermute, daß sein Better ihn gewarnt hat.“

„Daran erkenne ich ihn auch nicht,“ fuhr der Graf fort. „Ich war damals sehr mit ihm befreundet, und ich kann nicht anders sagen, ich habe ihn stets hochherzig, mutig und offen gefunden. Er hatte sich mit der Tochter eines Bür- gers verlobt, seine Familie und seine Kameraden billigten

diese Verlobung nicht, weil der Vater der Braut ein dunkler Ehrenmann war, über den mancherlei schlimme Gerüchte umliefen. Und er selbst sah auch ein, daß er sich übereilt und einen dummen Streich gemacht hatte, aber er war nichtsdestoweniger entschlossen, sein Wort einzulösen, gleich- viel, welche Folgen für ihn daraus erwachsen mochten.“

„Und später hat er die Braut doch im Stich gelassen und eine andere geheiratet —“

„Mein lieber Freund, darüber können und dürfen wir nicht urteilen! Er mußte seinen Abschied nehmen und seine Heimat verlassen, die Verhältnisse zwangen ihn dazu. Mit- nehmen konnte er die Braut nicht, und später — je nun, er wäre ein Thor gewesen, wenn er die Hand der reichen Pflanzers Tochter abgelehnt hätte.“

„Und der Reichtum hat sein Herz verhärtet, daß es edlen Gefühlen unzugäng- lich geworden ist!“ sagte der Hauptmann erbittert.

„Das kann ich nicht unterschreiben, so lange ich nicht selbst ihn geprüft habe,“ erwiderte der Graf entschlossen. „Und zu sol- cher Prüfung gibt die ehe- malige Freundschaft mir eine gewisse Berechtigung! Ehrliche Offenheit ist der einzige Weg, von dem ich mir einen Erfolg für Dich verspreche; ich werde Fel- dern besuchen und ihm die Verhältnisse ausein- andersehen, wenn er dann noch auf dem Schacher- handel bestehen will, so muß er fortan auf meine Freundschaft verzichten.“

„Er wird keinen gro- ßen Wert darauf legen, Hugo; von den alten Freunden will er nichts mehr wissen, er führt überhaupt das Leben eines Einsiedlers. Es fragt sich noch, ob er Deinen Be- such annimmt —“

„Oho!“ rief der Graf überrascht. „Deine Schil- derungen entsprechen im- mer weniger dem Bilde, das ich von meinem Freunde noch im Gedächtnis habe, um so mehr verlangt mich darnach, ihn wiederzusehen. Annehmen muß er meinen Besuch, thut er's dennoch nicht, so erzwingen ich die Begegnung an einem an- dern Ort.“

„Bleibst Du längere Zeit hier?“

„Einige Wochen, ich will hier einige Maschinen laufen, die mir sehr an- gepriesen worden sind. Du hast nicht offiziell um die Hand Deiner Braut ge- worden?“

„Gewiß hat ich das, der Oberst schützte seine Armut und mein unge- nügendes Einkommen vor, um mir eine ablehnende Antwort zu geben.“

„Wenn ich mit ihm redete!“

„Das wünsche ich nicht, es würde Dir auch nichts nützen,“ sagte der Haupt- mann, die Brauen finster zusammenziehend, „es han- delt sich ja um seine eigene Existenz, und ich mag nicht bitten und betteln, wo ich zu fordern vollkommen berechtigt bin.“

„Na, so will ich vorerst mein Heil bei Feldern ver- suchen,“ erwiderte Graf Ellern in entschlossenem Tone. „Unternimm Du nichts gegen ihn, Deine Braut wird vor- erst noch keine Entscheidung treffen, und nach meiner Unter- redung mit ihm wissen wir ja, was wir von ihm zu er- warten haben.“

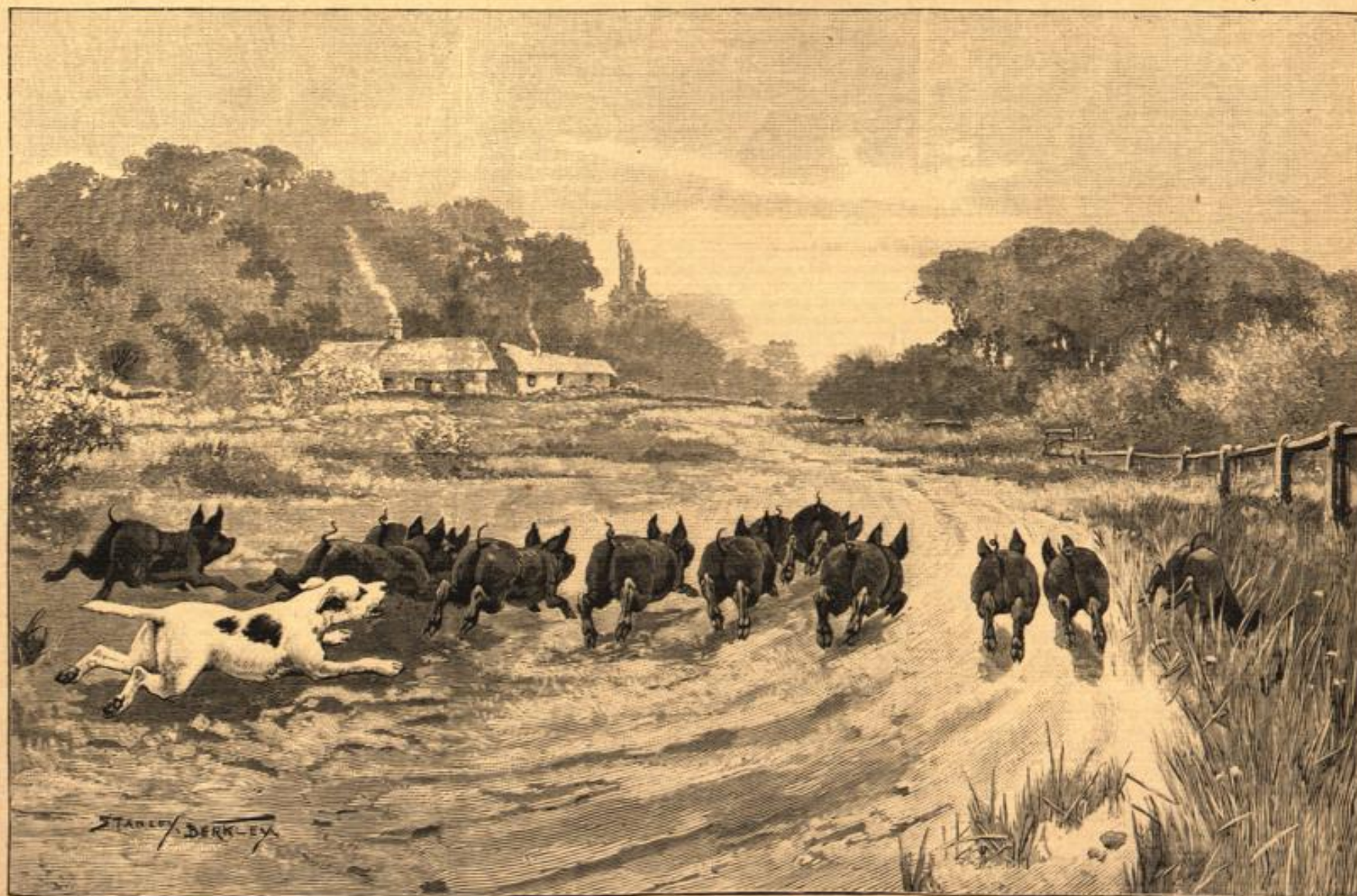
„Das weiß ich jetzt schon,“ antwortete der Hauptmann, der den Rest seiner Zigarre im Aschenbecher zerstückte; „er wird nicht zurücktreten, er pocht auf seinen Reichtum, mit dem er alles erzwingen zu können glaubt. Und wenn er zurückträte, so würde der Oberst von dem Nachlaß seines Bruders keinen Groschen erhalten, glaubst Du, daß dies den alten Herrn freundlicher gegen mich stimmen könnte?“

„Vielleicht kommen wir auch an dieser Klippe vorbei, wenn wir die erste glücklich passiert haben,“ sagte der Graf,

Einigkeit macht stark.



aber —



Vorsicht ist besser als Tapferkeit.

der sich erhoben hatte und seine Handschuhe anzog, „wo treffe ich Dich heute Abend?“

„In derselben Weinschenke, in der wir früher verkehrten.“

„Kommt Feldern auch hin?“

„Nein. Ich habe ihn nur einmal gesehen in dem Bierhause, in dem ich meinen Frühschoppen trinke, der Bruder Hertbas brachte ihn mit, er gefiel mir schon in der ersten Minute nicht.“

„Weil Du wußtest, daß —“

„Nein, in jener Stunde wußte ich noch nicht, daß er mein Nebenbuhler werden würde, aber eine Ahnung sagte mir, daß ich keine Freundschaft von ihm zu erwarten habe.“

„Selbst, sehr selbst!“ sagte der Graf kopfschüttelnd, während er mit einem Handdruck von dem Freunde Abschied nahm. „Franz von Feldern war überall sofort beliebt, wohin er nur kommen mochte; ich habe selten einen Menschen kennen gelernt, der bestechende Liebenswürdigkeit in so hohem Grade besaß. Nun, ich werde mich ja persönlich überzeugen, beantworte den Brief Deiner Braut heute noch nicht, vielleicht kannst Du ihr morgen eine beruhigende Mitteilung machen.“

„Das möge der Himmel geben,“ erwiderte der Hauptmann mit einem tiefen Atemzuge, „aber ich glaube nicht daran, und in Hoffnungen allein finde ich keine Beruhigung.“

Er wanderte rastlos wieder auf und nieder, als sein Freund ihn verlassen hatte, er rief die Worte des Grafen sich noch einmal ins Gedächtnis zurück, seine Besorgnisse wurden nicht geringer dadurch.

Der Bursche meldete einen Herrn an, der in einer wichtigen Angelegenheit mit dem Herrn Hauptmann zu sprechen wünsche, gleich darauf trat Karl Ganter ein.

„Der Herr Hauptmann kennen mich wohl nicht mehr?“ fragte er, als er den Blick Galens voll ungeduldiger Erwartung auf sich gerichtet sah. „Mein Name ist Ganter, ich diene in Ihrer Compagnie, Sie waren damals noch Premierlieutenant.“

„Ja wohl, jetzt erinnere ich mich,“ erwiderte der Hauptmann kühl, „was führt Sie zu mir?“

„Eine Angelegenheit, die streng unter uns bleiben muß,“ sagte Ganter mit gedämpfter Stimme, indes er näher trat, „Sie haben von mir keine Indiskretion zu befürchten, andererseits muß ich von Ihnen die strengste Verschwiegenheit verlangen.“

„Das klingt ja sehr geheimnisvoll!“ spottete der Hauptmann, aber trotz seines spöttischen Tons konnte er die Erregung nicht verhehlen, in die diese Worte ihn versetzten. „Hassen Sie sich kurz, was wünschen Sie von mir?“

„Ein Porträt des Herrn Baron Franz von Feldern,“ antwortete Ganter, „das ist die kürzeste Fassung, die ich meinem Wunsche geben kann.“

„Und mit diesem Wunsch wenden Sie sich an mich?“

„Ja, denn ich bin überzeugt, daß Sie gerne ein Bündnis mit mir schließen werden!“

„Das alles ist mir unverständlich!“ sagte der Hauptmann achselzuckend, „wenn Sie nicht in Ihrem Auftreten den Eindruck eines verständigen Mannes machen —“

„So würden Sie die Frage an mich richten, ob ich verrückt sei!“ unterbrach Ganter ihn ironisch. „Zu dieser Frage werden Sie keine Veranlassung mehr finden, wenn ich Ihnen Ursache und Zweck des vorhin ausgesprochenen Wunsches erklärt habe. Zuvörderst also muß ich Ihnen sagen, daß ich der geheimen Kriminalpolizei angehöre; erschrecken Sie nicht, ich glaube, Sie werden mir noch einmal dafür danken, daß ich Ihnen das Bündnis angeboten habe. Es liegen Verdachtsgründe gegen den Baron von Feldern vor, die ich Ihnen jetzt nicht auseinander setzen kann, es kommt nun darauf an, Beweise zu suchen, die zu einer Anklage und zur Verhaftung berechtigen.“

Der Hauptmann blickte den Redenden starr an, diese Erklärung war so überraschend, daß er sie im ersten Moment nicht begreifen konnte.

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte er. „Beschuldigen Sie den Baron eines Verbrechens?“

„Nein, ich erhebe noch keine Anklage, aber wenn meine Vermutungen richtig sind, dann gibt es zwei Möglichkeiten. Entweder hat der Baron aus mir augenblicklich noch unbekannten Gründen ein Verbrechen begangen, oder er ist nicht der wirkliche Freiherr Franz von Feldern?“

„Und was wäre er dann?“

„Ein Betrüger, Herr Hauptmann, der hier mit einem falschen Paß und unter falschem Namen im Trüben fischen will.“

„Wäre das denkbar?“ sagte der Hauptmann zweifelnd, indem er auf einen Stuhl zeigte. „Nehmen Sie Platz, ich lasse Sie nun nicht mehr los, bis Sie mich von der Richtigkeit dieser Vermutung überzeugt haben.“

„Überzeugen kann ich Sie nicht, so lange mir alle Beweise fehlen, Sie müssen meinem Scharfblick und meinen Erfahrungen Vertrauen schenken und in Ihrem eigenen Interesse mir beistehen, jene Beweise zu suchen.“

„Und weshalb wenden Sie sich gerade an mich?“

„Weil ich die Verhältnisse kenne und sehr genau weiß, wie wertvoll gerade Ihnen die Entlarvung des Betrügers sein muß. Er steht zwischen Ihnen und der Dame, die Sie lieben, er ist entschlossen, um die Hand dieser Dame zu werben, und den Herrn Oberst von Feldern zwingen seine Schulden, diesem Werber den Vorzug zu geben.“

„Sie sind in der That sehr tief eingeweiht,“ sagte der

Hauptmann etwas unwillig, „die Geheimpolizei befürmert sich also auch um die Privatangelegenheiten der Bürger?“

„Was wir erfahren wollen, das erforschen wir auch, denn wir finden überall unsere Quellen!“ fuhr Ganter mit einem leichten Achselzucken fort, „in dem vorliegenden Falle aber zwang auch mein eigenes Interesse mich, diesen Verhältnissen nachzuspüren. Sie sind ja mit dem Herrn Lieutenant von Feldern befreundet, vielleicht ist es Ihnen bekannt, daß dieser Herr meine Schwester mit seinen Liebesbeteuerungen verfolgt? Die Ehre meiner Schwester gilt mir doch etwas mehr als die zweifelhafte Freundschaft eines Offiziers, und will er wirklich mein Schwager werden, so muß ich doch seine Verhältnisse kennen. Der Herr Oberst und der Herr Lieutenant von Feldern begünstigen beide die Werbung des Barons, Sie haben eine Macht gegen sich, der Sie voraussichtlich das Feld räumen müssen!“

„Lassen wir das —“

„Nicht doch, Herr Hauptmann, Sie dürfen getrost die Hilfe annehmen, die ich Ihnen biete, es liegt in diesem Anerbieten nichts, was auf Ihre Ehre einen Schatten werfen könnte. Wenn es mir gelingt, in diesem Herrn Baron einen Betrüger zu entlarven, so ist es möglich, daß die Erbschaft dem Herrn Oberst anheimfällt, jedenfalls aber werden dann Ihre Hoffnungen sich erfüllen.“

Der Hauptmann war von seinem Sitz aufgesprungen, mit großen Schritten durchmaß er das Zimmer, um der Erregung in seinem Innern Herr zu werden.

„Wenn das gelingt!“ sagte er mit einem tiefen Atemzuge. „Ich kann es mir noch nicht denken, daß Ihre Vermutungen richtig sein sollten! Der Baron von Feldern ist als solcher von seinen Verwandten anerkannt worden, er hat sich hier bei der Polizei anmelden und dabei auch ohne Zweifel seine Papiere vorlegen müssen —“

„Das alles beweist nichts!“ unterbrach Ganter ihn abermals. „Die Verwandten haben den Baron seit vielen Jahren nicht mehr gesehen, besitzt der Betrüger nur eine oberflächliche Ähnlichkeit mit ihm, so konnte es ihm nicht schwer fallen, die Familie zu täuschen. Und darüber könnte auch nur der Oberst entscheiden, seine Kinder waren zur Zeit, als der Baron auswanderte, noch zu jung, sie hatten keinesfalls das Bild des Vaters schon so scharf im Gedächtnis. Und was die Papiere betrifft, so mögen diese ja echt sein, der Betrüger kann sie dem rechtmäßigen Eigentümer gestohlen haben.“

(Fortsetzung folgt.)



Kleine Arbeitsschule für Mädchen.

Arbeiten für eine Puppenausstattung. III. Hochzeitsgeschenke. Auch in dem Leben der Puppenstube geht nichts über die Freuden einer Hochzeit. Diese Freuden sind so einladend, daß es einem kleinen Mädchen von harmlosem Herzen eine Kleinigkeit ist, ihre Liebeshuppe von einem Sonntag bis auf den anderen an zehn verschiedene Männer zu verheiraten. Kein anderes Fest ist aber auch so verführerisch wie dieses. Alle Schulfreundinnen, die mit ihren Puppen natürlich dazu eingeladen werden, teilen die Ansicht, daß man sich dabei eigentlich doch noch besser amüsiert wie bei einem Puppenbegräbnis, und in diesem Genuß drückt man auch gern ein Auge zu, wenn mit dem Brautpaar einmal nicht alles in Richtigkeit wäre. Es gibt Bräutigams, die keine Feine und außer einem Hemd nur einen Hut haben und doch getraut werden, und Bräute, die zu dieser Feierlichkeit gar nicht aus dem Bett aufstehen können, weil ihnen so viele Glieder fehlen.

Rum, desto munterer, anständiger und beweglicher sind die Gäste.

Zu einer richtigen Hochzeit gehört, daß man richtig eingeladen wird, das heißt zu rechter Zeit, daß die Hochzeitsmutter die Gäste passend aufnimmt und die Gäste möglichst glänzende Hochzeitsgeschenke machen.

Schmuck zu schenken gilt als prahlend und ist nicht mehr fein. Fähigkeiten machen bei einer so ernsthaften Feier einen etwas kindischen Eindruck; man ist sie im übrigen auch lieber selber. Der gute Ton erfordert, namentlich wenn es eine vornehme Puppenhochzeit ist, wozu schon vierzehn Tage vorher eingeladen wird, daß man eine eigene Arbeit schenke.

Ja, das ist oft so schwierig. Schürzen sind heutzutage nicht mehr elegant genug, Hauben sind der Puppenmutter nicht angenehm, weil die Braut einen kugelrunden Kopf hat, von welchem sie immer wieder herunterfallen, und einen Pompadour hat man doch schon gar zu oft zur Hochzeit gegeben. Da wird es vielleicht freundlich aufgenommen, wenn wir an dieser Stelle ein paar andere Ratichläge geben.

Für jede Braut ist ihre eigene, neu eingerichtete Wohnung ein Gegenstand großen Glückes. Da wird jedes einzelne Stück gepunkt und geschmückt, immer wieder noch eine Ecke verschönert, immer wieder eine Lücke gefunden, wo sich dieses oder jenes noch aufstellen ließe. Gemittelt wird ja erst ein Zimmer, wenn Hände der Liebe da recht viel hineingearbeitet haben.

Macht dem jungen Paar diesmal ein hübsches Gabletchen

(Fig. 1). Dazu bedürft ihr ein Stückchen schwarzen Papierkanewas, rote Filofelleide zum Durchnähen und rote Wolle zu den Quasten.

Die Größe, in welcher das Gabletchen zugeschnitten wird, richtet sich nach der Größe der Puppenstube. Es werden vier einzelne Teile geschnitten, die beiden in abfallender Linie zueinander ausgeschnittenen oberen Wandteile, die Platte oder das Brettchen, und das gleichfalls in Zacken ausgeschnittene Lambrequin.

Bei den Wandteilen und der Platte wird der Kanewas vierfach, bei dem Lambrequin doppelt über einander gelegt. Sehr sorgsam in und an einander gepaßt, werden die einzelnen Teile nun, wie Figur 1 angibt, durch eine Naht verbunden, und nachdem das rote Seidenmuster schon vorher hineingestickt worden, befestigt man die roten Quasten an ihre Stelle.

Zu der kleinen Konsole (Figur 2), deren drei Platten gleichfalls aus vierfachen Kanewaslagen bestehen, die mit bunten Chenille- oder Seidenfäden bestickt sind, bedürft ihr vier kleine Stäbchen aus lackiertem Rohr. Diese Stäbe, die an den vier Ecken der



Figur 1.

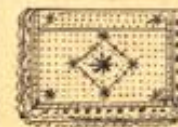


Figur 5.



Figur 2.

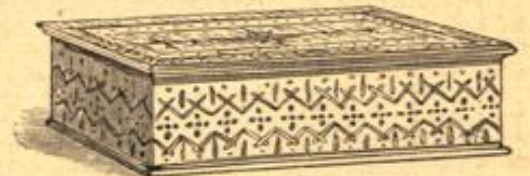
Platten durch runde Ausschnitte derselben gezogen und an der gehörigen Stelle festgenäht werden, erhalten am oberen Ende den Abschluß von Goldperlen.



Figur 3.

Eine größere und wertvollere Arbeit ist das Kästchen, zu Andenken bestimmt, welche die Braut in ihrem Ehestande sammeln wird, und eine ganz kleine, aber sehr niedliche, das Blütenartenkästchen. Beides läßt sich nach Figur 3 und 4 bequem nacharbeiten.

Auf ähnliche Weise wie die Konsole wird der Lehnstuhl (Figur 5) aus gesticktem Papierkanewas und lackierten Rohrstäben, welche in die nötige Lage gebogen werden, hergestellt. Ein solcher Stuhl, auch Faulenzer



Figur 4.

genannt, ist namentlich dem Hausherrn eine besondere Freude. Unter Umständen ist er ganz besonders zu empfehlen. Kleine Aufmerksamkeit für den Puppenemann können nämlich dem Ansehen der Hausfreundinnen nicht schaden.

Auf leichte Weise Geld zu vervielfältigen.

Du hast nur ein Pfennigstück in deiner Sparschneise und möchtest deinen Kassenbestand gern größer sehen. Dies Vergnügen kannst du dir auf leichte Weise verschaffen. Leih dir von der Mutter ein Trinkglas, das unten spitz zuläuft und oben weit mündet, also einem Champagnerglase ähnelt. Auf den Grund desselben lege deinen Pfennig, schütte das Glas halb voll Wasser und decke es mit einem Teller zu, der scharf schließt; aus Vorsorge kannst du auch erst einige Blatt weißes Filterpapier darauf legen, dann fülle das Glas und den Teller rasch um, so daß das Glas mit dem Wasser umgekehrt auf dem Teller steht, und siehe, dein Pfennig, der jetzt auf dem Teller liegt, ist gewachsen, er erscheint so groß wie ein Zweipfennigstück, und ein Stückchen darüber siehst du einen zweiten Pfennig im Wasser. So hast du das Vergnügen, statt des einen Pfennigs jetzt deren drei zu sehen. Freilich mußt du dir, wie bei allen optischen Kunststücken, mit dem Ansehen genügen lassen, der Krämer wird dir nichts für deinen Zuwachs an Reichtum geben.

Kinder-Charade.

Wohin du auch blickst unter die Menge der Thiere und Pflanzen, Ja, auf das ganze Gesein, meiner Zweiten gehöret es an; Sehest die Erde du vor, so bleibst nur ein Theil noch des Ganzen, Es fehlet dann oft, was für den Forscher bedingte den Werth.

Auflösung der Kinder-Charade Seite 238:

Verloren.

Das Schloß Vêves.

(Bd. 6. 284.)

In Belgien in der Provinz Namur liegt das kleine Städtchen Dinant, so eng zwischen der Maas und hohen Kalksteinfelsen eingeklemmt, daß es nur eine Straße bildet und kaum Raum für einen Marktplatz hat finden können. Man hat sich indes zu helfen gewußt und den ganzen Felsen terrassenförmig unterhöhlt, jede Stufe trägt Häuser und Gärten, überall blüht, sproßt und lebt es bis unter die Mauern der alten Festung hinauf, welche die Stadt beherrscht. Nicht weniger hübsch als die Stadt ist ihre Umgebung. Schmucke Landhäuser, Schlösser und Burgen krönen die Höhen und Ufer des Flusses und schauen weit ins Land hinaus. Einer der hübschesten Punkte der Landschaft, ungefähr eine Tagereise von Dinant entfernt, ist das Schloß von Vêves, von dem wir umstehend eine Abbildung geben. Einmal liegt es auf einem stark bewaldeten Hügel, hinter Bäumen versteckt; plötzlich, unerwartet steigt es vor dem Wanderer auf, der von dem Städtchen her sich nähert, und gewährt einen um so reizenderen Anblick. — Es gibt indes zwei Schlösser von Vêves — das eine ist modern, und trotzdem es bereits Millionen verschlungen hat, noch unvollendet und unbewohnt, das andere, das unserer Abbildung liegt oberhalb des Dorfes gleichen Namens und ist das ältere; es zeichnet sich nicht nur als landschaftliches Moment, sondern auch als interessantes, turmreiches, mittelalterlich gotisches Bauwerk aus, so daß der Besuch dieses Punktes für alle Touristen sich sehr wohl lohnt, wie überhaupt dieser Teil Belgiens nicht so leicht von dem Reizpublikum jollte übergangen werden. Man würde hier oft mehr finden, als auf den berühmten Reiserouten, die jetzt Mode sind.

Unfreiwillige Bravour.

Eine Episode aus dem serbisch-bulgarischen Kriege.

Der lange, beschwerliche Ritt von Skopje bis in die Nähe von Pirot ermüdete die bulgarischen Haiduden. Am Saume eines Waldes durften sie Rast halten und ablocken. Lächelnd blickten sie auf den brodelnden Inhalt der Kessel. Der Haidud Radanow rührte mit Liebe und Sachkenntnis die großen Stücke Fleisch herum, die in dem Kessel lagen, welcher seiner Obhut anvertraut war. Da erschrickt plötzlich der gestrenge Herr Oberst an dem Horizonte, es wird Alarm geblasen, die Pferde wiehern und stampfen mit den Hufen. Nun heißt es so rasch als möglich — „aufstehen!“ ... Eben dachten die Bursche noch, daß jeder bald seinen Anteil erhalten werde, aber es war eben ein — Auffügen. Wie der Blitz sprangen die Bursche von den Kesseln auf, deren Dampf ihnen einen Abschiedsgruß nachwinkte.

Auch der Haidud Radanow blieb nicht zurück, aber er hätte es für eine Sünde gehalten, die ungeliebte erwartete Portion zurückzulassen. Er riß ein prächtiges, jähwelliges Stück Fleisch aus dem Kessel, steckte es in eine Tasche des Sattels und war im Moment auf dem Rücken des stampfenden Kriegsgefährten.

Der sonst launische Braune fing plötzlich an auszuweichen und sich zu bäumen, daß es selbst dem gutmütigen Haiduden zu bunt vorkam. Das arme Roß hat sich nie mit der Wärmetheorie befaßt und die an seinen Körper dringende hohe Temperatur der gereizten Fleischportion störte seine Kombinationsfähigkeit dermaßen, daß ihm der Reiter vergeblich zurief: „Na, Dummkopf, na...“ Kein Zittern und kein Stottern half, der Braune flüchtete aus der Reihe und sprengte in wahnsinnigem Galopp den Waldsaum entlang. Vergeblich protestierte der Haidud gegen diese selbständige taktische Operation. Das Roß schien taub geworden und auch der dahinschweifende Reiter hörte nicht das Fluchen der Offiziere und das Lachen der Kameraden. Etwa eine halbe Meile war er bereits geritten, als er sich in einer Waldlichtung vor einem Regimente serbischer Dragoner befand. In keiner Verwirrung glaubte er sein eigenes Regiment zu erblicken, aber als er näher an den Feind kam, sah er ein, daß der Braune jetzt eine Dummheit begangen, die Radanow kaum selbst zu reparieren im Stande war.

Das in abwartender Stellung befindliche serbische Reiterregiment erstaunte noch mehr, als es einen einzigen Bulgaren gegen sich heranzurennen sah, aber sie dachten, es sei ein Deserteur oder — der ersehnte Friedensbote.

Vom Flügel des Regiments winkte der Fahnenführer, als sich ihm der Haidud näherte, denn jener dachte wohl, daß der bunte Soldat gewiß den Kommandanten suchte; freundlich schen er ihm mit der Fahne andeuten zu wollen: „Bitte, dort herum, Herr Haidud!“

Der Bulgare aber nahm dieses Fahnenwinken für Spott. Mit einem kräftigen Griff riß er die Fahne aus der Hand des serbischen Reiters, stieß dem Braunen die Sporen in die Weichen, riß ihn herum und flüchtete ihm ins Ohr: „Wenn du Lust bekommst, zu rennen, so renne jetzt.“

Der Braune flog auch dahin und ehe die Serben an Verfolgung dachten, hatte der Haidud einen weiten Vorsprung. Von einem Hügel sah er sein Regiment; mit frohem Wiehern und verdoppelter Geschwindigkeit eilte der Braune vor die noch immer lachenden Bursche.

Der Haidud Radanow hält vor der Front. Das Fleisch ist abgefüllt, darum gehört auch das Roß. Er preßt die Fahne fest an die Seite, daß nur ihr Stangenende vor dem strengen Blick des Obersten sichtbar wird, der jormig ausruft: „Wo stolperst du herum, Rädelsführer?“

Der Haidud Radanow entfaltet die Fahne und hält sie vor den Obersten hin: „Weide gehoramt, dort in der Waldlichtung habe ich Serben gesehen, um deren Fahne bin ich geritten. Bitte, hier ist sie...“

Der Oberst macht große Augen und die Bursche schütteln die Köpfe. Der Oberst zieht sein Portefeuille hervor und notiert den Namen des Helden, dann klopft er ihm freundlich auf die Schulter. Als einige Tage später Fürst Alexander selbst dem tapfern Bulgaren die goldene Medaille anstiftete, da war dessen Brust bereits so sehr von Ruhm und Stolz geschwellt, daß er nicht um die Welt etwas von der gereizten Fleischportion erzählt hätte.



Aus allen Gebieten.

Gegen das Schimmeln der Flaschenetiketten.

In etwas feuchten Räumen gelagerte Weinsflaschen zeigen nach einiger Zeit eine große Zahl bräunlicher oder grünlischer Flecken, welche sich bei genauer Untersuchung als Schimmel erweisen. Man kann das Eintreten dieser unangenehmen Erscheinung auf einfache Weise folgendermaßen verhindern: Man löst in dem zur Herstellung des Kleisters dienenden Wasser in der Wärme gewöhnlichen Borax auf, läßt die Lösung erkalten, wobei sich ein großer Teil des Borax wieder in Kristallen abscheidet, und verwendet diese Flüssigkeit anstatt Wasser zur Darstellung des Kleisters, welcher zum Aufkleben der Etiketten zu dienen hat. Die Keime der Schimmelpflanze können sich auf dem Papiere der Etiketten nur dann entwickeln, wenn sie die zu ihrer Entwicklung erforderlichen Nährstoffe aus dem Kleister beziehen können. Der Borax ist aber ein Körper, welcher die Entwicklung der Schimmelpflanzen vollständig unterdrückt und bleiben daher die Etiketten von Flaschen, welche mit boraxhaltigem Kleister aufgeklebt wurden, selbst in feuchten Kellern frei von Schimmelflecken. Wenn man den Hals der verkorkten Flaschen, bevor die Kapsel aufgesetzt wird, in Boraxlösung taucht und dann die Kapsel aufsetzt, so wird sich zwischen der obern Fläche des Korkes und der Kapsel nie Schimmel entwickeln können. Eine Alkalilösung wirkt in ähnlicher Weise wie eine Boraxlösung der Entwicklung des Schimmels entgegen; die Anwendung der letzteren ist aber vorzuziehen, indem durch den Alkali die Farben und Metalle, womit der Druck der Etiketten ausgeführt ist, leicht geändert werden können; der Borax hat aber gar keinen Einfluß auf die Farben. Schließlich sei noch bemerkt, daß der mit Boraxlösung gefertigte Kleister selbst bei langem Aufbewahren weder sauer noch schimmelig wird, daher man sich eine größere Menge dieses Kleisters auf einmal darstellen kann.

Einfluß des Lichtes auf die Butter.

Interessant sind Versuche, die Professor Dr. Soghet auf der deutschen Rollerausstellung in München über den Einfluß des Lichtes auf das Fälschwerden der Butter angestellt hat. Es zeigte sich, daß bei 40 Grad geschmolzenes und filtriertes Fett früher Säuerebutter, das in drei Proben unter Glasglöden von roter, gelber, grüner Färbung bei ungehindertem Zutritt sich befand, fast gänzlich unverändert blieb. Dagegen zeigte eine Fettprobe, die mit blauem Glas bedeckt war, sich als völlig talgig, woraus sich ergab, daß die stark brechbaren und turpewelligen Lichtstrahlen — blau und violett — das Fälschwerden veranlassen, während die am wenigsten brechbaren und langwelligen Lichtstrahlen — gelb und rot — nur eine sehr geringe Veränderung des Fettes bewirken. Demnach soll man Butter wie auch Rahm möglichst vor Licht, respektive vor der Einwirkung der brechbaren Strahlen des Sonnenlichtes schützen und dürfen deshalb Räume für Butterbereitung, respektive Aufbewahrung von Butter nur mäßig hell sein. Beim Verkauf der Butter im Freien oder auf Märkten empfiehlt sich sehr das Bedecken derselben mit grünen Klättern, wie dies schon vielfach geschieht, weil der grüne Farbstoff der Blätter (das Chlorophyll) die brechbaren — schädlichen — Lichtstrahlen in Strahlen von geringer Brechbarkeit und geringer Wirkksamkeit umwandelt.

Die Korallenindustrie.

Die besten Korallengründe, welche den größten Ertrag und die schönsten Korallen liefern, sind jene an der algerischen Küste, die bereits seit Mitte des 16. Jahrhunderts ausgebeutet werden; andere befinden sich an den Küsten von Sizilien, Korsika, Sardinien, Spanien, den balearischen Inseln, Provence. Mehr als 500 italienische Boote, benannt mit 4200 Personen, sind mit der Korallenfischerei beschäftigt; 300 dieser Boote sind von Torre del Greco in der Bai von Neapel. Die von diesen 500 Booten gesammelte Quantität beträgt jährlich ungefähr 56,000 Kilogramm im Werte von 4,200,000 Lire, die von den anderen Booten — spanischen, französischen u. — 22,000 Kilogramm im Werte von circa 1,500,000 Lire, überhaupt jährlich 78,000 Kilogramm zu 5,700,000 Lire. Die für die Fischereifreiheit an der algerischen Küste an die Regierung zu entrichtende Steuer ist sehr hoch, 1166 Lire pro Boot für die Sommerfischerei und die Hälfte dieses Betrages für den Winter, so daß in Anbetracht der mit diesem Industriezweige verbundenen Mühe und Gefahren der Profit nur ein sehr mäßiger ist. Der durchschnittliche Ertrag pro Boot dürfte für die Saison auf 8000 Lire veranschlagt werden, so daß nach Abzug der Unkosten in der Höhe von 6033 Lire nur der kleine Gewinn von 1967 Lire verbleibt. In Italien bestehen 60 Korallenwerkstätten, von denen sich 40 allein in Torre del Greco befinden, die ungefähr 9200 Arbeiter, meistens Frauen und Kinder, beschäftigen. Die Hauptmärkte sind Deutschland, England, Rußland, Oesterreich, Ungarn und Polen, auch geht ein großer Teil nach Madras und Kalkutta.

Mittel gegen den Kornwurm.

Auf einem Speicher in Soissons befanden sich 200 Hektoliter Weizen, die zum Teil vom Kornwurm zerfressen waren, als man zufällig noch nicht gebeutelten Hanfsamen und noch nicht gebrochenen Hauf dahin brachte. Am andern Morgen war man sehr erstaunt, die Dachbalken mit Kornwürmern bedeckt zu sehen, die nach dem Giebel flüchteten. Man schaukelte den Weizen mehrmals durch und der Rückzug der Insekten dauerte so 6 bis 7 Tage. Seit dieser Zeit sieht man, da der Hauf jährlich erneuert wird, keinen

einigen Kornwurm mehr in diesen Speichern. Das schon früher empfohlene Verfahren zur Vertreibung des Kornwurms, an mehreren Stellen der Speicher einige Handvoll Hanfsamen, welche noch den Samen in den Kapseln haben, hinzulegen, da der Geruch dieser dem Kornwurm untrüglich zu sein scheint, dürfte dadurch von neuem als brauchbar bestätigt werden. Ein ebenso leicht anzuwendendes, als sicher wirkendes Mittel gegen den Kornwurm ist nach Gaillet der Holzteer. Bringt man einige dieser Tierchen in ein Gefäß, welches in einem offenen Gläschen etwas Holzteer enthält oder an einem Teil der Innenwand damit bestrichen ist, und verschließt das Gefäß, so sieht man dieselben in kurzer Zeit unbeweglich werden und nach Verlauf von 15 bis 18 Stunden sind sie sämtlich tot. Die Ausdünstung des Teers reicht also hin, diese Tiere zu töten und dem Geruche derselben suchen sie zu entziehen. Gaillet empfiehlt, den Teer in Kornmagazinen auf diese Weise anzuwenden, daß man Bretter damit bestricht, und diese in angemessener Verteilung in dem Magazin aufstellt, so daß daselbst sich mit Teergeuch füllt. War der Kornwurm vorhanden, so sieht man schon nach wenigen Stunden die Tierchen an den Wänden herumkriechen und vor dem Teergeuch die Flucht ergreifen, und nach kurzer Zeit ist der Kornwurm gänzlich vertreiben. Das Mittel ist indes, damit er nicht wiederkehrt, von Zeit zu Zeit zu erneuern.

Mittel gegen Motten etc.

Man bringe eine mit kochendem Wasser gefüllte Schüssel in das luftdicht geschlossene Zimmer, gieße in das Wasser 5—6 Tropfen rötliche Schwefelsäure und entferne sich sogleich. Aber man sehe gleichzeitig darauf, daß alle Gegenstände von harter Beschaffenheit aus dem Zimmer entfernt sind. Nach 3—4 Stunden ist alle Brut vernichtet, und man kann Türen und Fenster wieder öffnen. Obwohl wir dieses einfache Mittel nicht ausprobiert haben, können wir unsern Leserkreise doch zu einem Versuche damit raten.

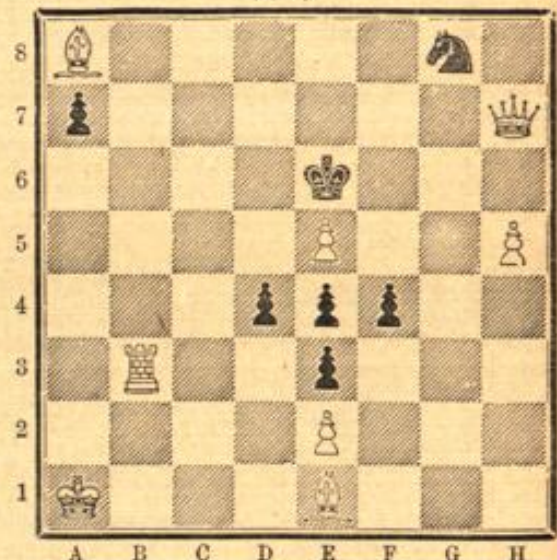
Schach.

(Redigiert von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nr. 7.

Von H. A. Rodenja.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 5 in Nr. 16:

- | | |
|-----------------------------------|--------------------------|
| 1) D. E8 — G6 | 1) R. Beliebig. |
| 2) D. G6 — E4 | A. |
| 1) D. G6 — D6 oder — F6 | 1) R. E6 — F5 oder — D5. |
| 2) D. G6 — E4 | B. |
| 1) D. G6 — E4 | 1) D. G6 — E4 |
| 2) D. G6 — E4 | 2) D. G6 — E4 |

Schachbriefwechsel.

Hrn. Karl Dettmaler in Merseburg und F. H. Wäbe in Hamburg. In der Aufgabe von Dennis (Jahrgang 1883, Nr. 13) hat nur der Zug 1) D. E4 — C6 Erfolg; auf 2) E. E4 — B1, R. wie Sie angeben, folgt E. E6 — E5, und nun kann 2) D. A3 — A7 nicht matsetzen, weil 2) H. B6 — B6 das Schach deckt.

Hrn. S. Lehmann in Danzig. Das Matt muß jetzt in der angegebenen Zugzahl erzwungen werden. Um Ihrem Wunsch zu entsprechen, legen wir Ihnen die folgende Aufgabe von F. La vor, welche sich durch Einfachheit und Eleganz auszeichnet: Weiß R. C6, D. G2, F. F5, D. A1. Schwarz R. E5, D. C3, E. E4, F. F5. Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Hrn. A. in Kreuzau, W. St. in Arafan, L. v. G. in Frankfurt a. O. In Nr. 1 von H. v. Gottschall nach 1) E. B3 — E6, B. A — B3; 2) E. E6 nimmt B. A — B3 ist 3) E. C1 — C4 nicht Matt, weil 3) D. A4 — D5 geschickt. — Hr. August v. R. in Bremen, G. D. in Greifburg, L. Schenckemühl in Breslau, W. v. R. in Potsdam, L. Bergerth in Hamburg, S. Wendemann in Arafan. Nr. 1 richtig gelöst.

Hrn. Viktor Lion in Philadelphia, S. Ober in Berlin, L. v. W. . . . in Warschau. In der Aufgabe Nr. 5 von W. A. führt 1) E. E3 nicht E. E4, R. E5 — F5 nicht zum Ziel, weil 2) D. D2 — G5 das Schach deckt. Das Matt muß aber genau mit dem zweiten Zuge erzwungen werden.

Hr. E. Engels in Gräfrath, Hr. G. Erneht in Breslau, L. St. in Glogau, M. Caro in Adnigsberg, L. P. L. Sander in Nürnberg. Nr. 5 (W. A. T.) richtig gelöst.

Hrn. G. Stedert in Spandau. Eine Partienammlung, die Ihren Wünschen entspricht, enthält das Schachturnierbuch von J. Dufresne. Verlegt von H. Holz in Weimar. Preis 3 Mark.

Hr. Rosa Döhner in Budapest, L. v. . . . in Dresden, S. v. G. in Würzburg. Nr. 1 u. 2 r. — A. Schulte in Stettin. Nr. 3 u. 5 r. — F. Th. in Glogau, L. v. St. . . in Prag, Rosenbaum in Berlin, S. Pulvermacher in Breslau, Nr. 3 (G. D. Goot) r. — A. Dinslage in Deut. und Mag. Steinhilber in Oberknechtshausen. Nr. 2 und 3 r. — W. Lehner in Troppan. Nr. 2 r.

